SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.

Paul Ernst
Aus dem Nachlaß

Mit einer Zeichnung

und der Wiedergabe des letzten Gedichtes

Gesellschaft der Bücherfreunde zu Chemnitz

1935

Sächsische
Landesbibliothek
27. JUNI 1989
Dresden

Das letzte Gesicht / Zeichnung von Curt Stefke

Der unvollendete letzte Roman

SLUB
Wir führen Wissen.

Erstes Hauptstück

Am nördlichen Ende der Friedrichstraße in Berlin lag früher die Alexanderkaserne. Es war um das Jahr neunzehnhundert, daß dort ein Leutnant wohnte, ein Herr Karl von Redeckern. Er war etwa achtzehnjährig, noch vor kurzem Fähnrich gewesen, und war noch so frisch in seinem Rang, daß er jeden Morgen sich mit dem beglückenden Gefühl aus dem Bett hob: „Nun bist du Leutnant, Leutnant bist du, und das Leben liegt vor dir; wie herrlich ist das Leben!“

Man trat durch ein großes Tor mit einer Schildwache in den Kasernenhof. Das war ein großer, leerer und grauer Platz; in einer Ecke verloren exerzierte ein Unteroffizier mit zwei Mann; man hörte sein Schimpfen nur undeutlich aus der großen Entfernung. Man durchquerte den Platz schräg nach der Linken, da kam man zu einem Aufgang, der zu den Behausungen der jungen Offiziere führte. Ein langer und schmaler Flur war, man roch die feuchtkalte Kasernenluft; an den kahlen, geweißten Wänden reihten sich braun gestrichene Türen, um die Klinken abgegriffen; an jeder Tür war die Besuchskarte des Inwohners festgepinnt.

Der Leutnant von Redeckern hatte zwei Zimmer. Seine Mutter hatte sie eingerichtet mit Möbeln aus dem elterlichen Haus, in denen er schon als Knabe gewohnt hatte. In dem kleinen Zimmer stand das Bett, der einfache Waschtisch, der gestrichene Kleiderschrank und ein Stuhl; im Wohnzimmer war ein Schreibtisch, eine Kommode und ein altes großes, behagliches Sofa mit einem länglich runden Sofatisch davor. An den Wänden hingen das Bild des Kaisers, alte Stiche von Schiller und Goethe, und die Lichtbilder der Eltern und des elterlichen Schlosses. Ueber dem letzteren war ein Kranz von trockenen

Heideblüten aufgehängt. In der einen Fensterecke stand das Bücherbrett; ordentlich und sauber waren da nach ihrer Größe die Bücher gestellt: Schillers und Goethes Werke, Shakespeare, die Bibel und das Gesangbuch, und noch Geroks Palmblätter.

Die Stunden des Tages wurden durch den anstrengenden Dienst fast ausgefüllt. Zu ihm hatte der junge Herr noch eingerichtet, daß er Sonderunterricht in der russischen Sprache nehmen konnte. Er ging zweimal in der Woche zu einer bestimmten Zeit am Nachmittag zu seinem Lehrer, einem älteren russischen Studenten, der in der Linienstraße wohnte, einige Minuten entfernt. Er ging zuerst an der Kaserne entlang, dann an andern Häusern, dann bog er rechts in die Linienstraße ein und ging bis zum Koppenplatz.

Es war Frühling. An der Ecke der Linienstraße stand ein Blumenmädchen, das Veilchensträuße feilbot; eine andere Straße mündete dort schräg, in der kümmerliche Linden gepflanzt waren mit schwarzen Stämmen; sie wuchsen zwischen den Steinplatten des Pflasters aus runden Gruben, die mit gußeisernen Ringen um den Stamm zugelegt waren, durch deren Löcher man die kohlenschwarze Erde, Apfelsinenschalen und Papierstückchen sehen konnte. Die Knospen der Linden waren am Aufbrechen. Ein frischer Frühlingswind wehte, und die Brust weitete sich in der sonnendurchschienenen Luft.

Dem Koppenplatz gegenüber stand in einer Häuserreihe, wo ein Haus gleich dem andern war, grau und trübe, das Haus, in welchem der russische Lehrer wohnte.

Der junge Offizier ging durch das Tor und den Hausflur die Treppen hoch, die jeden Sonnabend aufgewaschen wurden, an braunen Türen mit porzellanenen Namenschildern und mit Besuchskarten vorbei; wenn er drei Treppen erstiegen hatte, dann klingelte er; unter der Klingel war ein Porzellanschild

angebracht mit dem Namen der Vermieterin; sie hieß Becker; neben dem Schild war die Karte des Lehrers; er hatte einen russischen Namen; und noch eine andere Karte war da, auf der stand der Name Eva Lenz. Jedesmal las er den Namen Eva Lenz; und der Name vereinigte sich in seiner Vorstellung mit dem frischen Frühling draußen; er dachte an ein ganz junges Mädchen wie eine Apfelblüte, in einem hellen Kleidchen, mit hellen Haaren und strahlenden Augen, die übermütig die alten, grauen, ausgetretenen Treppenstufen hinunter hüpfte.

Er klingelte und hörte, wie die Wirtin herbeischlurfte, er sah, wie sie die runde Scheibe vor dem Guckloch zur Seite schob, und dann öffnete sie die Tür; sie erwiderte gleichmütig seinen Gruß und klopfte wortlos an die Tür ihres Mieters, dann ging sie breitbeinig in ihren Hintergrund zurück.

So war das nun schon an drei Nachmittagen gewesen. Am vierten geschah es, gerade als er den Namen Eva Lenz gelesen hatte und nun zur Klingel griff, daß sich die Tür rasch öffnete und ein junges Mädchen eilig auf die Schwelle trat; als sie den jungen Offizier vor sich stehen sah, da prallte sie zurück und murmelte eine Entschuldigung. Sie trug ein helles Kleid, sie hatte ein helles Gesicht. Der junge Offizier grüßte mit bestürzter Höflichkeit, und von selber kam ihm in fragendem Ton über die Lippen „Fräulein Lenz?"

Das Mädchen wurde blutrot und ging eilig an ihm vorbei zur Treppe, die sie hinabsprang, indessen er noch verlegen und steif vor der offnen Tür stand. Da hörte er ein leises Kichern und das undeutlicher werdende Geräusch der Sprünge.

Nun trat er in den Flur. Eben kam die Wirtin aus dem Hintergrund und trocknete sich die Hände an der Schürze ab; sie war eine behäbige Frau mit breiten Hüften. Sie sagte: „Ach, das Fräulein hat wohl den Herrn Leutnant hineingelassen?"

Der junge Mann legte die Hand an den Mützenschirm und

verbeugte sich stumm. Die Wirtin klopfte an die Tür des Mieters, öffnete sie, rief hinein „Der Herr Leutnant" und ging dann nach hinten. Der junge Mann trat ein.

Der Russe stand von einem unordentlich mit Papieren bedeckten Schreibtisch auf, strich sich mit beiden Händen durch das wirre Haar, half dem Besucher, das Koppel und den Mantel abzulegen, machte einen Stuhl frei, auf dem das Mittagsgeschirr stand, und rückte ihm dann den an den Tisch. Der Unterricht begann.

Karl war zerstreut und begriff schlecht die nicht ganz klaren Ausführungen des Russen, der immer das schon als bekannt voraussetzte, was er erklären wollte. Der Russe unterbrach sich.

„Ja, nun ist Frühling", sagte er. „Sie stammen gewiß auch vom Lande. Da denkt man an den Lenzgeruch des frisch gepflügten Bodens und an den Gesang der Lerchen in der hohen Luft."

„Ja", sagte Karl, schloß wohlig die Augen und lehnte sich im Stuhl zurück.

„In der Stadt lebt man wie im Gefängnis", fuhr der Russe fort. „Ich könnte doch Bauernknecht sein, dann ginge ich jetzt hinter dem Pflug. Nun muß ich hier hinter den Büchern sitzen. Sie kommen in Ihrem Beruf doch wenigstens an die Luft." Dann schloß er: „Vorwärts, daß wir bald zum Lesen kommen, die Anfangsgründe sind immer langweilig."

Karl gab sich einen Ruck, und bald waren die beiden wieder mitten im Unterricht, der ohne weitere Störung verlief.

Nach Beendigung der Stunde legte Karl seine Hefte zusammen in die Mappe, zog den Mantel an und schnallte das Koppel um, dann verabschiedete er sich militärisch dankend von seinem Lehrer. „Sie sind ja nun noch so ein zehn Jahre jünger, als ich; da wird er Ihnen wohl noch nicht so schwer, der Frühling", sagte der zum Abschied.

Karl ging, die Mappe unterm Arm, zur Kaserne zurück. Unterwegs dachte er an das junge Mädchen. Auch während des Unterrichts hatte sie ihm immer im Hintergrund des Bewußtseins geschwebt. „Was mag sie hier in Berlin zu tun haben?“ dachte er. „Die Wirtin kann ich doch natürlich nicht fragen, die würde mir ja gleich alles breit und lang erzählen; aber was würde die sich denken! Den russischen Studenten kann ich auch nicht fragen, der wird außerdem wahrscheinlich gar nichts wissen ... Ja, was geht mich denn das alles an! Das Russische ist eine schwere Sprache. Ich muß dahinter her sein, wenn ich fortkommen will.“

Er ging an dem Blumenmädchen vorbei, das ihm wieder gleichgültig ein Veilchensträußchen anbot. Er fragte errötend, was es koste; dann zog er seine Geldtasche, bezahlte das Sträußchen, behielt es verlegen in der Hand und ging weiter.

Als er auf seinem Zimmer angekommen war, da stellte er das Sträußchen in einem Wasserglas auf seinen Schreibtisch. Es durchduftete den ganzen Raum. Dann nahm er das russische Lehrbuch vor und suchte den Unterricht zu wiederholen. Aber er las gedankenlos, er dachte an das Gespräch mit dem Lehrer. „Ja, das Blut wird unruhig im Frühling“, dachte er sich.

Als er das nächste Mal zur Stunde ging, überlegte er sich auf dem ganzen Weg: „Ob ich ihr wohl wieder begegne?“ Und richtig, er begegnete ihr, als er die ersten Schritte auf der Linienstraße gegangen war. Schon von weitem hatte er sie erkannt, und er spürte, daß auch sie ihn erkannt hatte. Ihr Gesicht war blutrot geworden. Als sie aneinander vorbeigingen, grüßte er sie, und sie erwiderte den Gruß mit verlegener Heftigkeit und ging schneller.

Während er Koppel und Mantel ablegte, klagte der Russe verdrießlich. Er stand da in Filzschuhen und fuhr sich mit den Fingern durch das unordentliche Haar. Er sagte: „Es ist gut,

daß sie nachmittags immer fortgeht, gerade wenn Sie kommen. Keinen ruhigen Augenblick hat man. Wenn sie zu Hause ist, dann übt sie auch. Man hört jeden Laut durch die Tür."
„Ach, die junge Dame, die neben Ihnen wohnt?" fragte Karl mit gespielter Harmlosigkeit. „Sie studiert wohl Musik?"
„Ich muß doch meine Gedanken zusammen nehmen, ich schreibe doch an meiner Doktorarbeit", sagte der Russe. „Natürlich studiert sie Musik. Was soll sie denn wohl sonst tun?"
Nun setzten sich die beiden, und der Unterricht begann.
Das nächste Mal traf Karl das Mädchen nicht. Gleich, als er aus der Kasernentür gekommen war, hatte er die Straße aufwärts geblickt; es gingen einige Menschen, aber das Mädchen war nicht unter ihnen. Auch auf der Linienstraße konnte er sie nicht sehen. Er mußte, um zu dem Haus zu kommen, den Fahrdamm überqueren, und er überlegte sich: „Ueberquere ich schon jetzt oder später?" Er sagte sich: „Sie wird wahrscheinlich auf der gegenüberliegenden Seite gehen, auf die sie ja kommt, wenn sie aus dem Haus tritt; auch voriges Mal ging sie auf dieser Seite"; und so überquerte er denn den Fahrdamm gleich, neben dem Blumenmädchen, das an der Ecke wieder seine Veilchen anbot. Aber bis zum Haus traf er sie nicht.
Er ging die Treppen langsam hoch. „Vielleicht kommt sie gerade jetzt die Treppe herab", dachte er sich. Er sah sich die schmutzige Wand im langsamen Steigen an. Er stieg immer langsamer. Als er vor der Gangtür stand, da las er den Namen „Eva Lenz", dann besann er sich noch einen Augenblick, und erst dann klingelte er. Er lauschte angestrengt, nach einer Weile hörte er das Schlurfen der Wirtin, hörte, wie das Blech vor dem Guckloch zurückgeschoben wurde, dann öffnete sich die Tür, er grüßte und die Wirtin nickte, ging zurück, klopfte an die Tür des Russen und meldete ihn an, und dann verschwand sie wieder langsam im Hintergrund.

Er trat in das Zimmer wie immer. Aus dem Nebenzimmer klangen gedämpft die letzten Töne eines Liedes. „Die Stimme ist sehr schön" dachte Karl, „sie ist wunderschön. Man wird ein andrer Mensch, wenn man nur den Klang hört." Er stand wie verzückt. Er hörte rasches Gehen im Nebenzimmer, Geräusch, als ob das Mädchen den Mantel anziehe, dann ging die Tür, und leichte Füßchen huschten auf dem Gang vorbei, dann wurde die Gangtür geöffnet und zugeschlagen.

„Nun bin ich seit vierzehn Tagen nicht aus dem Hause gekommen" brummte der Student. „Die Zeit drängt, ich muß meine Arbeit abliefern, sonst kostet es noch ein Halbjahr." Er rückte dem Besucher den Stuhl zurecht, das Lehrbuch lag auf dem Tisch, und er fragte: „Wo sind wir das vorige Mal stehen geblieben?"

Karl sagte: „Das vorige Mal" — er wollte fortfahren: „habe ich sie auf der Straße getroffen", aber er besann sich rechtzeitig und suchte in dem Lehrbuch. Der Lehrer deutete mit dem Finger auf die Stelle und begann seinen Unterricht.

Am Schluß der Stunde schlug der Russe das Buch zu und stand grämlich auf. Karl wollte das Gespräch auf das Mädchen bringen und fragte teilnehmend: „Das Fräulein stört Sie wohl sehr?"

„Schrecklich!" seufzte der Russe und fuhr sich durch die Haare. „Aber das ist in der einen Wohnung wie in der andern. Und es ist hier schließlich billig, die Wirtin ist eine gutmütige Person und keine Halsabschneiderin."

Karl überlegte, ob er vielleicht vier Stunden nehmen sollte statt der zwei, um mehr Gelegenheit zu haben, das Mädchen unauffällig zu sehen. Aber das hätte seinen verfügbaren Geldbetrag überschritten. Er hatte sich seine Ausgaben ganz genau berechnet. So grüßte er denn und ging. Er ging langsam die

Treppe hinunter, er dachte: „Vielleicht kommt sie zurück, und ich begegne ihr noch."
Am nächsten Tag ging er zu der Zeit, da er an den zwei Wochentagen den Unterricht hatte, den gewohnten Weg. Kurz bevor er vor dem Haus war, sah er das Mädchen aus dem Tor treten. Sie hatte ihn sofort gesehen und erkannt; sie war errötet; als er grüßte, antwortete sie freundlich und ruhig, nicht so hastig, wie das erste Mal. Sie gingen an einander vorbei, und er hätte nun in den Hausflur einbiegen müssen, wenn er hätte zur Stunde gehen wollen. Er ging vorüber; dann sah er sich um; gleichzeitig sah auch sie sich um, ihre Blicke begegneten sich, sie drehte schnell den Kopf, ging eilig weiter, und an dem krummen Rücken, den sie machte, sah er, daß sie in sich hinein lachte.
„Da habe ich mich dumm benommen", dachte er und zog den Mantel straffer. Wütend schritt er aus; er stieß ein altes Weib mit einem Korb an, das hinter ihm herschimpfte, er klopfte sich flüchtig den Aermel ab an der Stelle, wo er angestoßen, und ging eilig weiter, wie ein Mann, der ein wichtiges Geschäft hat.
Der nächste Tag war ein Sonntag.
Er ging zu der gewohnten Zeit. Er ging auf der gewohnten Seite. Da sah er schon von weitem das Mädchen sich entgegenkommen.
Er grüßte sie und blieb stehen, und sie grüßte wieder, und es war, als ob sein Stehenbleiben sie nötigte, gleichfalls zu stehen. Er sagte: „Es ist heute Sonntag." „Ja", sagte sie und ein Lachen zuckte um ihren Mund. „Es ist schönes Wetter", sagte er. „Ja", sagte sie. Nun faßte er sich Mut. Eben stieß ihn ein Fußgänger an und brummte, daß die Leute den Weg nicht versperren sollten. Er sagte zu dem Mädchen: „Darf ich Sie vielleicht eine Strecke begleiten?"

Sie wurde noch röter, als sie schon war, sie sagte „Bitte", und so gingen denn die beiden neben einander.
„Mein Name ist ...", wollte er sagen; sie unterbrach ihn: „Sie sind Herr von Redeckern, ich weiß Ihren Namen schon"; dann biß sie sich auf die Unterlippe und wurde noch tiefer rot. Um ihre Verlegenheit zu verbergen, fuhr sie schnell fort: „Ich gehe die Friedrichstraße hinunter, ich muß zu meinem Gesanglehrer."
Er verbeugte sich, griff an die Mütze und blieb an ihrer Seite.
Leute gingen in sonntäglichem Aufputz; die älteren Arbeiter und Handwerker trugen damals am Sonntagnachmittag noch Zylinder und schwarzen Rock. Sie gingen schnell und überholten Leute vor ihnen, dann mußten sie eine Weile langsamer gehen und sich den andern anpassen.
„Ich bilde mich aus, ich will zum Theater", sagte sie. „Vielleicht kann ich zum Herbst schon zum erstenmal auftreten. Mein Lehrer übt eine Rolle mit mir ein. ‚Unglückselige kleine Nadel', Figaro, Sie wissen doch. Mozart ist süß, ich wollte, ich brauchte später immer nur Mozart zu singen. Aus den Operetten mache ich mir gar nichts. Aber das Publikum will ja immer etwas Neues. Da muß man ihm schon den Gefallen tun. Es gibt auch in den neuen Operetten schöne Rollen."
Und so schwatzte sie, der junge Mann brauchte gar nicht zu reden. Er hatte immer noch die letzten Takte des Liedes im Ohr, die er durch die Tür im Zimmer des Russen gehört hatte. Es war das Stück gewesen, von dem sie sprach. Er hörte verträumt zu, die Worte plätscherten nur halb verstanden an sein Ohr.
Plötzlich blieb sie stehen. „Hier ist das Haus", sagte sie und reichte ihm die Hand zum Abschied; „vielen Dank für die freundliche Begleitung."
Er führte die Hand zum Mund, sie entzog sie ihm schnell, wendete sich, und war geschwind in dem Hauseingang verschwunden, ehe er noch hatte grüßen können.

Er stand noch einen Augenblick und starrte in den leeren Flur, dann drehte er um und ging langsam seinen Weg zurück.
Er ging an der Schildwache vorbei in den großen leeren Hof, wo einige Soldaten in Drillichjacken sonntäglich herumlungerten, die stramm standen, als sein Blick auf sie fiel, dann stieg er die Treppenstufen zu seinem Flur hoch und trat in sein Zimmer.
Er schnallte das Koppel ab und zog den Mantel aus und hängte ihn in den Schrank.
Dann kamen ihm die Tränen. Er setzte sich auf den Stuhl vor den Tisch, stützte den Kopf auf die Arme und weinte.
Es waren Tränen des Glücks, die er weinte.
Am nächsten Tag machte er sich pünktlich nach der Uhr fertig, Eva wieder auf der Linienstraße zu treffen. Als er aus dem Kasernentor ging, kam ihm sein Hauptmann entgegen, der ihn anredete und ihn in ein Gespräch verwickelte. Er antwortete und dachte dabei: „Nun versäume ich die Zeit", aber immer wieder begann der Hauptmann, er sprach langsam, dachte vor jedem Satz nach, und immer stärker wurde Karls Ungeduld. Endlich entließ er Karl. Der ging nun mit so eiligen Schritten, wie es noch passend war, den gewohnten Weg; an der Ecke sprach ihn das Blumenmädchen an; eilig verwirrt kaufte er ein Veilchensträußchen und machte sich dabei Vorwürfe, daß er die Verspätung noch vergrößerte, dann ging er über den Fahrdamm und spähte nach vorn; da sah er Eva, die langsam ging, sich aufmerksam umsah, wieder wendete, langsam zurückging, daß man deutlich erkannte: sie wartete. Er beschleunigte seine Schritte noch mehr, da wendete sie wieder und kam ihm entgegen. Sie sah ihn nun gleich und kam mit schnellen Schritten auf ihn zu; er grüßte mit strahlendem Gesicht und reichte ihr das Sträußchen, das sie mit lachendem Dank nahm. Dann sagte sie vorwurfsvoll: „Aber Sie haben sich heute verspätet."

Sie steckte das Sträußchen an ihren Busen und sah lächelnd zu ihm auf. Er erzählte eifrig entschuldigend, wie die Verspätung gekommen war, dann sagte sie: „Ich habe meinem Lehrer von Ihnen gesagt, Sie können mit hinaufkommen, dann singe ich Ihnen die ‚Unglückselige kleine Nadel' vor."
Karl dankte durch eine höfliche Bewegung und sagte verlegen bescheiden: „Ich störe doch nicht den Unterricht?"
Sie lachte und sagte: „Mein Lehrer läßt sich nicht stören, und ich auch nicht." Sie erzählte von ihm: „Er ist ein alter Mann, ein Jugendfreund meines Vaters. Er ist ein wahrhaftiger Künstler, wie es sie heute nicht mehr gibt. Mein Vater ist auch so. Mein Vater hat ja keine große Begabung, deshalb hat er nur die zweite Geige in Sondershausen, aber er kennt nichts als die Musik. Er sagt: ‚Die andern, das sind nur Schuster'. Das sagt mein Lehrer auch. Er sagt: ‚Ich will eine wirkliche Künstlerin aus dir machen, die Begabung dazu hast du, ich will dich schon rankriegen, daß du Blut schwitzt, du willst immer wuscheln, aber das will ich dir schon abgewöhnen'. Er hat mir schon viel abgewöhnt; er ist sehr streng; er klopft mir immer mit dem Geigenbogen auf die Finger, das tut gehörig weh. Er sagt: ‚Nach Mozart ist überhaupt keine Musik mehr geschrieben, Beethoven war taub, er hat immer nur gedacht, und denken darf der Künstler nicht, das zerstört ihn.'"
So plauderte das Kind, und die beiden schritten frisch aus. Sie gingen den Weg, den sie gestern gegangen waren, da standen sie plötzlich vor dem Haus des Lehrers.
Sie stiegen die Treppen hoch, eine Treppe, zwei Treppen, drei Treppen. Eva lachte: „Ein wirklicher Künstler wohnt nicht unter drei Treppen, und wenn er es erschwingen kann, dann wohnt er vier Treppen hoch. Das ist standesgemäß. Er hat nur noch eine Schülerin außer mir, wer keine Begabung hat, den nimmt er nicht. Wir können ihm beide nicht viel bezahlen,

mein Vater hat doch kein großes Gehalt in Sondershausen, zweihundert Mark im Monat, davon schickt er mir hundert, und die andere Schülerin hat noch weniger."
Sie zog die Klingel, nach kurzer Zeit öffnete sich die Tür, ein alter, hochgewachsener und sehr magerer Mann stand im Rahmen mit rasiertem Gesicht und einem starken Haarschopf, der ihm immer nach vorn fiel. „Guten Tag, Evchen", sagte er und küßte das Mädchen auf die Stirn, die sich auf den Zehen hob. „Gehorsamer Diener, Herr Leutnant", fuhr er fort und reichte dem grüßenden Karl die Hand. „Ich danke für den gütigen Besuch, wollen Herr Leutnant näher treten in meine Wohnung."
Das war nun ein Zimmer von mittlerer Größe, vollgepfropft mit Möbeln, aber alles ordentlich und sauber aufgestellt. In der Ecke stand das Bett, es war mit einer saubern Waffeldecke zierlich zugedeckt. In der Mitte stand aufgeschlagen ein schöner Flügel, auf ihm lag eine Geige und daneben der Geigenbogen. Eva hatte schon Hut und Mantel abgelegt, der alte Mann half Karl höflich, seine Ueberkleider auszuziehen.
In dem eisernen Ofen glimmte noch ein kleines Feuerchen, und man empfand die Ofenwärme in dem Zimmer angenehm. Der alte Mann geleitete seinen Gast in einen Lehnstuhl, das war ein altväterischer Lehnstuhl mit geschwungenen Beinen und Ohrenklappen, offenbar saß er selber gewöhnlich darin; eine Schlummerrolle aus brauner Wolle gestrickt hing über die Lehne, und eine braune Decke lag auf dem Sitz, die der Alte geschwind forträumte. „Sie wollen sich meine Schülerin anhören", sagte er. „Wir sind noch sehr im Anfang, wir müssen noch viel lernen, aber wenn wir fleißig sind und uns dazu halten, dann wird es schon werden, es wird schon werden, aber so schnell geht es nicht, wie die Jugend denkt."
Er hatte die Geige aufgenommen und angesetzt, nun probte er die Saiten und stimmte. Dann setzte er sie fest an ihre Stelle

und strich mit dem Bogen; ein wundervoller Klang strömte durch das Zimmer, da fiel auch schon Eva ein, sie hatte tief ausgeholt, und als sie sang „Unglücksel'ge", da erfüllte ihre Stimme mächtig den Raum, und trotzdem war sie leicht und heiter, und ganz mühelos schienen die Töne aus ihrem Munde zu quellen.
Ja, der Gesang war leicht und heiter, und trotzdem wurde es Karl sonntäglich zu Mute. „Ach, das ist Kunst," dachte er, „das habe ich nicht gewußt." Die Töne perlten und rundeten sich, da war es Karl, als ob ihm die Tränen kommen wollten. Der Lehrer machte Bewegungen mit dem Fuß, mit dem Rücken und Kopf, Eva folgte den Bewegungen mit ihren Tönen, sie sah angespannt auf den Lehrer, man sah, daß sie alles andere vergessen hatte, ihre weiße Kehle bewegte sich, wie bei einem Singvögelchen, und Karl legte die Hände vor das Gesicht. Da schwollen Gesang und Begleitung ab, beides schwieg, und Eva faßte die knochig magere Hand des Lehrers, welche den Bogen hielt, und küßte sie. Er legte Geige und Bogen auf den Flügel, strich ihr über das Haar und sagte: „Schön gesungen, kein Fehler, so muß es sein, du wirst noch vielen Menschen Glück bringen."
Dem Mädchen standen die Tränen in den Augen, und sie lachte. Sie wendete sich zu dem Jüngling, der ergriff mit beiden Händen ihre Hand, die sie ihm willenlos ließ. Sie sagte leise: „Ich bin so glücklich, daß ich Ihnen gefallen habe." „Gefallen?" erwiderte er. „Gefallen? O . . ." er fand kein Wort, er sagte nochmals „O!"
„Ach, du hast die Wiener Kaffeemaschine vorbereitet", rief Eva händeklatschend, dann half sie dem Lehrer, der unbehilflich und steif die Maschine trug und auf den Tisch vor dem Sofa setzte. Eva bückte sich und hantierte bei dem Spiritusnäpfchen; sie hatte eine Streichholzschachtel in der Hand und entzündete den Spiritus.

Der Lehrer hatte sich in das Sofa gesetzt, Eva setzte sich neben ihn, und nun betrachteten die drei gespannt die Flamme, wie sie hoch aufschlug, sich um die Kanne legte, zurücksank, unsichtbar wurde; sie hörten das leise Summen des Wassers und sahen, wie der braune Trank oben aus dem Sieb quoll und in den obern Teil der Kanne lief, schnell, immer schneller, und dann deckte Eva schnell den Deckel auf das Spiritusnäpfchen. Die gläserne Glocke auf der Maschine war beschlagen, zu großen Tropfen rann der Beschlag zusammen und lief in Rinnen im Innern der Glocke nieder.

Nun ergriff Eva ein Täßchen, füllte es und reichte es dem Lehrer, sorgte dann für den Jüngling und für sich und reichte den Zucker in einer kleinen silbernen Schale herum. Der Lehrer stand auf und machte ein schlaues Gesicht; er ging zum Schrank und kam mit einem Kästchen zurück, das er öffnete. „Zwiebäcke," rief Eva und schlug die Hände zusammen; „die sind von Hause." Der Lehrer lachte: „Ja, ich habe sie seit Weihnachten aufgehoben."

„Die armen Leute, welche nicht wissen, was Kunst ist!" sagte der Lehrer. „Ich habe nun wenig Geld, aber ich tausche mit keinem Rothschild."

Hier lachte Eva. Der Lehrer machte ein erstauntes Gesicht und fragte: „Weshalb lachst du denn?" Sie antwortete: „Ich stellte dich mir eben als Millionär vor, in Frack und weißen Handschuhen. Müßte das komisch sein!"

Der Lehrer sah an sich nieder. Er trug einen abgeschabten Schlafrock, aus dessen einer Tasche das Taschentuch heraushing, und an den Füßen hatte er alte gestickte Hausschuhe. „Ja, die hat mir noch meine selige Frau gestickt, die ist nun schon seit zehn Jahren tot", sagte er. „Wie würde sich die über dich gefreut haben, Evchen, wenn sie das noch hätte erleben dürfen!"

„Wenn sie nicht eifersüchtig auf mich gewesen wäre", sagte das Mädchen ernsthaft und biß krachend in einen Zwieback, daß sie die Hand unterhalten mußte, um die Krümel aufzufangen.

Der alte Mann wurde verlegen. „Ich habe keine Tellerchen für den Zwieback hingesetzt, ich habe nämlich keine; früher hatte ich eine Wirtschafterin, die zerbrach alles. Jetzt behelfe ich mich allein, und es geht auch. Und da spare ich viel Geld."

Auf den nächsten Tag fiel der russische Unterricht. Karl stand einige Minuten vor der Zeit vor dem Haus; er ging die Strecke bis zur Friedrichstraße zurück, dann machte er kehrt; auf halbem Weg begegnete er Eva. Die beiden begrüßten sich, und Eva sagte: „Ich weiß, heute können Sie mich nicht begleiten."

„Aber darf ich Sie nicht abholen?" fragte Karl. „Ach, das wäre schön", sagte sie, und nun verabredeten die zwei die Zeit, da Karl das Mädchen auf der Straße erwarten sollte.

Er kam pünktlich und fast zur gleichen Zeit kam sie. Sie legte wie selbstverständlich den Arm in seinen, und er wurde rot.

Er sagte: „Wenn Sie Zeit hätten, dann würde ich Ihnen vorschlagen, daß wir ein Stündchen in den Tiergarten gehen."

Er sagte das sehr verlegen und mit Anstrengung.

„Gehen wir", erwiderte sie frisch und schwenkte mit ihm ein.

Nun gingen sie am Wasser entlang, dann über die Brücke, eine kurze Straße, und da hatten sie schon den Eingang zum Tiergarten. Er drückte ihren Arm fester und spürte, wie sie verlegen wurde. Sie machte eine Bewegung, als wolle sie den Arm zurückziehen, da ließ er den Druck, und es war ihm, als spüre er, wie langsam ihr Vertrauen zurückkam.

Sie erzählte, von der Schule in Sondershausen, von den Lehrerinnen, von einem komischen Lehrer, und daß sie nicht gern lernte, aber ihr Vater hielt sie immer an, daß sie ihre Schulaufgaben ordentlich machte, er war sehr streng. Sie seufzte

und sagte: „Es war doch schön!“ Dann fuhr sie mit wichtigem Gesicht fort: „Ich muß streng erzogen werden, und das tut dem Menschen für sein ganzes Leben gut, wenn er streng erzogen wird.“

Sie gingen einen engen Weg, über dem sich Bäume wölbten. Durch das Gewirr der schwarzen Aeste und Zweige schien der blaßblaue Frühlingshimmel. Sie kamen an einen kleinen runden Platz. Da stand die Marmorfigur der Königin Luise. Kein Mensch war ihnen auf ihrem Weg begegnet, kein Mensch war hier zu sehen. Der Figur gegenüber stand eine Bank. Sie setzten sich.

Karl erzählte von seiner Heimat, von seinen Eltern. Die hatten ein Gut im Thüringischen. Sein Vater war ein adelsstolzer Mann, er hatte da Anschauungen, die heute eigentlich nicht mehr zeitgemäß sind, aber Kinder sollen ihre Eltern ja nicht bereden. Er war ein guter Landwirt, er sagte immer, er hole aus dem Gut heraus, was möglich sei, aber es sei nicht viel herauszuholen. Die Mutter war nicht recht gesund, sie war wohl überanstrengt, denn sie hatte viel zu tun in der Wirtschaft, sie stand früh auf, wenn der Vater noch schlief, und war unermüdlich tätig bis zum Abend. Karl war das einzige Kind. Der Vater sagte ihm immer: „Später übernimmst du einmal das Gut, du kannst ja sehen, ob du mehr herauswirtschaftest.“ Es waren eben keine Preise in den landwirtschaftlichen Erzeugnissen, und die Löhne und sonstigen Ausgaben wurden immer höher.

Die beiden erhoben sich und gingen weiter. Auf dem Hauptweg, den sie durch die lichten Stämme sahen, gingen und fuhren zuweilen Menschen, aber auf ihrem Weg war alles einsam. Sie kamen wieder an einen kleinen Platz, da stand im Kreis der Bäume ein Kirschbaum, der blühte. „Die Kirschen blühen schon!“ rief sie freudig und lief zu dem Stamm, sie legte die

Hände um die seidige Rinde und schaute hoch. Ein Blütenblatt löste sich und senkte sich in weiten Kreisen langsam zur Erde. Eine Amsel, schwarz mit gelbem Schnabel, hüpfte geschäftsmäßig über den kleinen Platz, sah mit schräger Kopfhaltung nach den beiden hin und hüpfte dann in das Dickicht.
„Wie schön ist das alles, und wie still", sagte Eva, und zwei Tränen liefen ihr über das Gesicht. „Wir haben auch einen Kirschbaum in unserm Gärtchen, der blüht nun auch, jedes Jahr hat er geblüht, wie ich noch ein ganz kleines Kind war, solange kann ich mich an ihn erinnern." Sie zog ihr Taschentuch und wischte sich die Tränen ab. „Man muß doch einen Menschen haben, den man lieb haben kann", sagte sie.
Da zog er sie an seine Brust und küßte sie auf die Stirn. Sie hob ihr tränennasses Gesicht und bot ihm ihren Mund; da küßte er sie auf den Mund.
Sie faßten sich an die Hand und gingen weiter auf ihrem Weg. Von weitem sahen sie sich einen alten Herrn entgegen kommen, der in einem Buche las. Sie zogen ihre Hände auseinander und gingen jeder an der andern Seite des Wegs, mit niedergeschlagenen Augen und schweigend. Der Herr ging zerstreut zwischen ihnen durch; er schlug die Augen von seinem Buch auf, sah verwundert die verlegnen jungen Leute an, und wendete sich dann wieder seinem Buch zu.
Nach einer kleinen Weile kam Eva auf Karls Seite hinüber, schob wieder ihren Arm unter seinen, und sagte: „Weshalb sind wir denn so traurig?" Da lachte Karl, ergriff mit beiden Händen ihr Gesicht, und küßte sie. Sie entzog sich ihm, und nun gingen die beiden wieder zusammen.
Karl sagte: „Ich weiß nicht, ob ich das vorschlagen darf, was ich sagen will. Sie müssen mir nicht böse sein. Wir sind ja doch allein auf der Welt. Die Baumblüte in Werder hat begonnen, es wird dort wohl noch menschenleer sein, besonders

an einem Wochentag. Wie wäre es, wenn wir morgen nachmittag nach Werder führen?"

Das Mädchen schwieg lange; es war zuerst, als wolle sie ihren Arm aus seinem herausziehen; aber sie ließ ihn, sie sah schweigend zu Boden und ging still neben ihm.

Er sagte: „Ich wollte Sie doch nicht kränken."

Da sah sie auf zu ihm, zwei Tränen standen in ihren Augen, sie sagte leise: „Ich will ja, ich freue mich so darauf, du Lieber, Guter."

Dann zog sie ihren Arm hastig aus seinem und lief vorauf. Er war erstaunt, dann faßte er seinen Degen, um ihn zu halten und lief hinter ihr her. Als er sie erreicht hatte, da ergriff er wieder ihren Arm, steckte ihn unter den seinen, und gab ihrem Händchen einen leichten Klaps. Sie lachte.

Am andern Tage trafen sich die beiden zur festgesetzten Zeit in der Halle des Bahnhofs. Sie gingen zusammen die granitnen Stufen der breiten Treppe hinauf, dann suchten sie an den Tafeln ihr Geleis; da stand ihr Zug schon. Karl zog die Fahrkarten vor und ließ sie abknipsen; Eva machte runde Augen, als sie sah, daß es Karten zweiter Klasse waren. Sie sagte: „Wie fein! Ich bin noch nie zweiter Klasse gefahren!" Karl wurde leicht rot, er sagte verlegen: „Früher bin ich auch immer dritter Klasse gefahren."

Die beiden suchten sich ein Abteil; sie fanden eines, das noch leer war, und setzten sich in die Ecke einander gegenüber. Es stieg niemand zu; nur einmal öffnete eine magere Dame die Tür, sah die beiden jungen Leute mit mißbilligendem Blick, schlug die Tür wieder zu und ging zu einem andern Wagen. Die beiden lachten und küßten sich.

Nun fuhr der Zug. Er fuhr zuerst an hohen Häusern entlang, dann kam freies Feld, dann kamen Ortschaften mit kleinen Häusern in Gärten, dann kam eine große Strecke Acker, sie sahen einen pflügenden Bauern. Sie überholten einen andern

Zug. Da fuhr schon der Zug im Bahnhof von Potsdam ein. Es war ein Aufenthalt, Leute stiegen aus, es stiegen auch einige ein; dann pfiff die Lokomotive wieder, der Zug ruckte an und rollte weiter. Noch ein Aufenthalt auf einem kleinen Bahnhof, nur kurz; wieder zog der Zug an und rollte, dann hielt er, es wurde gerufen „Werder", wieder wurden Türen geöffnet und Leute stiegen aus; auch die beiden verließen ihr Abteil. Sie gingen durch die Sperre, Karl gab die Karten ab; der Mann, der sie in Empfang nahm, grüßte; eine Anzahl Menschen gingen auf der Straße, die in den Ort führte, und die beiden schlossen sich ihnen an.

Nun kamen rechts und links einzeln liegende niedrige Häuserchen; durch die Lücken hindurch sah man auf Gärten mit Obstbäumen, die eben beginnen wollten, zu blühen. Die Luft war frühlingsmäßig, frisch und sonnig, es blitzte Wasser auf, eine Anzahl Boote lagen auf den Strand gezogen, und die Brust weitete sich. Neugierig sahen die Leute aus den Fenstern, Begegnende grüßten freundlich und schauten sich nach ihnen um. „Wir sind die ersten Fremden des Jahres", sagte Karl lachend.

An einem Garten kamen sie vorbei, mit Bäumen, deren Blüten ganz aufgebrochen waren; sie waren umsummt von Tausenden und aber Tausenden von Bienen, und der Bauer stand an einen Stamm gelehnt und schaute den Bienen zu. Er grüßte die beiden und rief: „Vierzehn Tage solches Wetter, dann regnet es Goldstücke in Werder." Die Beete wurden umgegraben, Mist wurde in Schubkarren gebracht, die Mistbeetfenster standen geöffnet. Alle Menschen waren froh und rührig.

„Wie schön wäre es, solch ein Häuschen zu haben und einen Garten dazu, und in dem fleißig zu sein", sagte Eva seufzend. „Aber das ist nichts für mich, ich könnte das nicht."

„Ich könnte das doch!" dachte Karl, und dachte an das reizende

Mädchen an seinem Arm, die im Haus wirtschaften mußte, und an Kinder dachte er.
Es war, als ob Eva seine Gedanken erraten hätte. „Ja, du könntest das," sagte sie, „und das wäre deine Vollendung. Deshalb! — nun ja, deshalb habe ich dich eben so lieb."
Sie kamen an einer kleinen Gartenwirtschaft vorbei. Die Fenster der Gaststube standen offen; kein Mensch saß darin. Sie sahen durch die offen stehende Haustür über den rotgepflasterten Flur hinweg in den Garten; da stand ein blühender Kirschbaum, an dem hing ein Starkasten, und der Star saß auf dem Stäbchen vor seiner Tür und sang mit offenem Schnabel. Unter dem Baum stand ein kleiner runder Tisch, mit einer roten Baumwolldecke gedeckt, an ihm lehnten zwei Stühle.
Die beiden sahen sich an, sie errieten gegenseitig ihre Gedanken. Sie traten durch die offene Haustür ein und gingen durch den Flur in den Garten, setzten sich auf die Stühle.
Die Wirtin kam und grüßte, eine breite, behäbige Frau. Sie sah die beiden unauffällig mit einem klugen, wissenden Blick an, und indem sie die Hände überm Leib faltete, fragte sie: „Nun, was wäre denn den Herrschaften gefällig? Eine Portion Kaffee mit Milch? Kuchen haben wir nicht, den halten wir nur Sonntags bereit, wochentags kommen zu wenig Gäste. Aber schönes Brot und frische Butter hätten wir." Karl bestellte. Die Frau ging zurück ins Haus und wirtschaftete in der Küche.
Nun saßen die beiden und sahen auf die blühenden Bäume in den Gärtchen, und auf das blitzende Wasser; ein Segelboot fuhr langsam vorbei; die Bienen summten; ein Schmetterling, der sich abgerissen durch den Winter gerettet hatte, taumelte in der sonnigen Luft vorüber. Im Nebengarten gruben eifrig zwei Leute und wechselten seltene Worte; sie hatten eine Weile gestanden, sich auf ihre Spaten gestützt, die Fremden angestarrt, dann hatten sie sich wieder zu ihrer Arbeit gewendet.

Die Wirtin kam aus der Küche mit dem Kaffee in dickbäuchiger Kanne, den Tassen und dem Brot; sie ordnete alles auf dem Tischchen, dann wünschte sie gutes Gedeihen, faltete wieder die Hände und begann ein Gespräch, indessen Eva den Kaffee eingoß und das Brot zubereitete.

Sie sagte: „Die Herrschaften sind heute gewiß zum erstenmal hier. Werder ist schön, und es kommen ja auch viele Herrschaften aus Berlin. Wie gefällt es denn dem Fräulein Braut hier?"

Eva wurde dunkelrot, und Karl sagte verlegen: „Das Fräulein ist meine Schwester, wir machen zusammen einen Ausflug."

„Die Schwester! So ein junges Menschenpaar!" sagte die Wirtin gerührt. „Da merkt man doch, daß man schon alt ist! Die jungen Herrschaften haben das Leben noch vor sich. Sie werden noch viel erleben!" Sie ließ einen freundlich besorgten Blick über die beiden streifen. „Das ist nun vierzig Jahre her, da waren wir auch so jung, ich und mein Mann. Wir haben mit nichts angefangen, aber Arbeit haben wir viel gehabt. Dafür lebt man nun. Es kommt vieles anders, als man sich in der Jugend denkt, das werden die Herrschaften auch noch erleben, aber schön war es doch."

Aus einem Giebelfenster sah ein junges Mädchen heraus und rief der Mutter etwas zu. Die antwortete, dann wendete sie sich wieder zu den Gästen. „Das war unsere Jüngste. Die andern sind schon alle aus dem Haus und verheiratet und haben selber Kinder und verdienen ihr Brot. Aber die haben wir noch bei uns, und die hilft mir im Sommer, da haben wir oft den ganzen Garten voll Gäste. Das oben sind nämlich die Besuchszimmer, die werden zurecht gemacht, wenn Herrschaften kommen, die über Nacht bleiben wollen."

„Kommt das denn oft vor?" fragte Eva.

„O, wie oft! Namentlich von Sonnabend auf den Sonntag. Da könnten wir nicht genug Zimmer haben, aber wir haben nur

zwei", erwiderte die Wirtin. „Das ist wegen des Morgens und des Sonnenaufgangs. Das hat man doch in der Stadt nicht. Ich möchte ja nicht in der Stadt leben, aber wenn man da nun sein Brot hat, so muß man wohl."

Das Mädchen erschien wieder am Fenster, die alte Frau rief ihr zu, entschuldigte sich und ging ins Haus, um der Tochter beizustehen.

Hühner waren gekommen; sie stellten sich vor den Fremden auf und sahen sie an, dann taten sie unbeteiligt, kratzten und pickten hier und da. Eva warf ihnen Brotkrume zu, sie stürzten sich darauf, verschlangen sie eifrig, dann standen sie und warteten weiter. Der Hahn hielt den Kopf schief und sah sie an, als ob er betteln wollte.

Eva lehnte sich zurück in ihren Stuhl. „Ja, das ist nun das Glück", sagte sie. „Weshalb kann man nicht so leben! Meine Mutter ist von meinem Vater fortgegangen, als ich acht Jahre alt war. Mein Vater ist ein guter Mann und hat meine Mutter sehr lieb gehabt. Aber es war wohl stärker, als sie." Ein merkwürdig reifer Zug war plötzlich in ihrem kindlichen Gesicht. Sie fuhr fort: „Zwei Jahre hat sie mit dem Andern zusammen gelebt. Dann schrieb sie meinem Vater. Mein Vater reiste hin, sie lag im Sterben und war ganz arm. Sie weinte und sagte: ‚Er war ja ein schlechter Mensch, das wußte ich doch, aber ich konnte nicht anders. An dir und an dem Kind habe ich schlecht gehandelt. Ich bitte nicht um Verzeihung, das darf ich nicht. Aber ich weiß, du wirst mir verzeihen, du hast mich ja lieb, trotzdem ich schlecht gegen dich gehandelt habe. Du bist ja auch jetzt gekommen. Glücklich bin ich nicht mit ihm gewesen, aber mit dir bin ich glücklich gewesen und mit dem Kind.'"

Karl sah Eva mit großen Augen an, dann nahm er ihre Hand und drückte sie. „Das hast du alles schon erlebt, als Kind!" sagte er.

Sie lächelte und erwiderte: „Ja, der eine Mensch sieht mehr, als der andere. Du hast noch nichts gesehen, du wirst auch ein anderes Leben haben, als ich.“

Die beiden erhoben sich; Karl ging ins Haus und bezahlte, die Wirtin kam und wünschte den beiden Lebewohl und Wiedersehen; dann gingen sie durch den Ort und die Gärten auf weichen, sandigen Wegen; Karl dachte nach über das Erzählte; Eva hängte sich an seinen Arm und sagte: „Du mußt nicht schwermütig sein, Schwermut ist eine Sünde. Ein jeder Mensch lebt nun so, wie er leben muß und leben will, und am Ende hat er nun so gelebt, wie er gelebt hat. Und heute sind wir doch nun zusammen und sind glücklich; wer weiß, was morgen sein wird; und das wird dann auch sein, wie das heute ist.“

Als Karl abends nach Hause kam, da fand er auf seinem Schreibtisch einen Brief liegen. Die Anschrift war von der Hand seines Vaters. Er wunderte sich, denn sonst bekam er die Briefe immer von der Mutter.

Der Brief war kurz. Der Vater schrieb: „Ich hoffe, daß du dich in Berlin als junger Leutnant amüsierst. Das habe ich in deinem Alter auch getan. Der Frühling läßt sich gut an; wenn es so fort geht, dann gibt es ein gutes Jahr. Deine Mutter liegt an einer Erkältung im Bett. Sie möchte gern, daß du für ein paar Tage auf Urlaub kommst.“

Karl wunderte sich über das Verlangen der Mutter. Sie war hart gegen sich und gab einer Krankheit nicht so leicht nach, und nun hatte sie sich wegen einer einfachen Erkältung ins Bett gelegt und noch mehr, sie verlangte, daß er nach Hause kam.

Er sah nach der Uhr. Es war noch Zeit, zum Obersten zu gehen.

Er trug dem Obersten sein Anliegen um einige Tage Urlaub vor. Der zog die Brauen in die Höhe, aber ehe er noch sprechen konnte, erzählte Karl von seiner Unruhe über den kurzen Brief

des Vaters. Der Oberst sagte: „Sie sind ja schließlich entbehrlich“ und schrieb einen Zettel für den Feldwebel. Als er ihn überreicht hatte, gab er dem jungen Mann die Hand und sprach: „Ich wünsche, daß es nichts Schlimmes ist.“

Karl besorgte sich den Urlaubsschein, dann sah er die Züge nach.

Nun bedachte er, wie er dem Mädchen seine Reise mitteilte. Er konnte ihr doch nicht einen Brief schreiben, er möchte ihr die Mitteilung mündlich machen. Aber wie konnte er das Aufsehen vermeiden, das sein Besuch verursacht hätte!

Es war schon gegen neun Uhr abends. Er ging rasch den gewohnten Weg zur Linienstraße und sah an den Fenstern hoch. Das Fenster des russischen Lehrers war erhellt und das Fenster Evas. Schnell eilte er die Treppe hoch und klingelte. Frau Becker öffnete und fragte erstaunt: „So spät noch, Herr Leutnant?“ Dann meldete sie ihn bei dem Lehrer an und ging in den Hintergrund.

Der Lehrer saß in seine Arbeit vertieft am Schreibtisch. Er sah zerstreut auf Karl hin, der sich für die nächste, vielleicht übernächste Stunde entschuldigte, dann winkte er mit der Hand zum Abschied und wendete sich wieder seiner Arbeit zu. Karl grüßte und verließ das Zimmer.

Die nächste Tür führte zum Zimmer Evas. Zaghaft klopfte er an; er hörte, wie Eva gehuscht kam; sie öffnete vorsichtig die Tür. Sie stieß einen leisen Schrei der Ueberraschung aus, und Karl trat ins Zimmer. Mit geflüsterten Worten, daß der Nachbar nichts hörte, berichtete er von dem Brief des Vaters, von seiner Unruhe, von dem Urlaub, und der Absicht, morgen nach Hause zu fahren.

„Morgen — fahren?“ sagte Eva stammelnd. Dann setzte sie sich auf den Stuhl vor ihrem Tisch, legte das Gesicht in die Hände, und begann herzbrechend zu weinen.

„Du liebst mich nicht mehr, du willst mich los sein", schluchzte sie, „deshalb willst du reisen. Und wer weiß, wann du wiederkommst. Dann hast du zu Hause andere Mädchen gesehen, aus deinem Stand, und ich bin vergessen." Sie sprang auf, schlang ihre Arme um seinen Hals und schluchzte: „Reise nicht, bleibe hier. Und ein anderes Mädchen kann dich nicht so lieb haben, wie ich, und dich muß man lieb haben, sonst bist du unglücklich, aber ich habe dich gleich lieb gehabt, wie du zum erstenmal zu dem Russen kamst, da hast du mich gar nicht gesehen."

„Aber ich bleibe doch nur ein paar Tage fort, ich habe doch überhaupt nur acht Tage Urlaub", sagte Karl ungeschickt tröstend.

„Acht Tage? So lange? Acht Tage!" klagte sie. „Und was soll ich in der Zeit machen! Ich vergehe ja vor Sorge! Nein, du darfst nicht reisen!"

Sie saß vor dem Tisch und weinte, er stand steif verlegen neben ihr. Nun bückte er sich und schlang den Arm um sie; sie legte sich an ihn und nahm das Taschentuch vor die Augen.

„Ich will dir einen Vorschlag machen", sagte er. „Ich muß ja nicht gleich zu Hause ankommen. Wir fahren morgen noch einmal nach Werder, dort nehmen wir Abschied, dann fahre ich nach Hause, und du fährst zurück nach Berlin."

„Ja, willst du mir die Freude noch einmal machen?" fragte sie ihn und sah zu ihm auf. „Du Lieber, Guter, du denkst doch immer nur an mich. Dann ziehe ich mein gutes Kleid an, das ich am Sonntag anhatte. Die Wege in Werder sind ja ganz trocken, ich verderbe nichts an ihm. Vielleicht rudern wir auch einmal, da kann ihm ja auch nichts geschehen."

Er küßte sie auf die Stirn und ging auf den Fußspitzen zur Tür. Sie sprang noch einmal auf, hängte sich an seinen Hals und küßte ihn, dann öffnete sie die Tür, sah den Gang hinunter, ob Frau Becker sichtbar war, und schob ihn hinaus. Mit

zwei Schritten war er an der Gangtür, öffnete sie und stand draußen.

Am andern Vormittag trafen sie sich wieder am Potsdamer Bahnhof. Sie trug ein kleines Handköfferchen und hatte einen Schleier am Hut befestigt. „Die Frühlingssonne draußen verbrennt so", sagte sie. Sie suchten sich wieder ein ungestörtes Abteil, und nun fuhr der Zug los, und fuhr wieder den Weg, den er gestern gefahren war, und sie saßen am Fenster, und wenn der Zug durch einen Ort fuhr, dann standen sie auf und sahen hinaus.

Als sie in Werder ankamen, da stand ein einsamer Gepäckträger in der Halle. Karl gab ihm das Handköfferchen Evas und seinen Gepäckschein; der Träger ging mit den beiden zur Gepäckausgabe und nahm den Koffer in Empfang, dann machten sich die drei auf den Weg, den sie kannten, und kamen zu der kleinen Wirtschaft. Die Wirtin trat ihnen im Flur entgegen, sie schlug die Hände zusammen vor Freude und begrüßte die beiden herzlich, und Karl sagte: „Es hat uns gestern so gut gefallen, daß wir einen ganzen Tag bleiben wollen, geben Sie uns Ihre beiden Zimmer." „Gern, gern", rief die Wirtin, „es ist alles gestern in Ordnung gebracht." Sie holte die Schlüssel und ging die steile und schmale Treppe hinauf, ihr folgte das Paar, und hinter dem kam der Gepäckträger. Die Frau schloß beide Zimmer auf, Eva wählte gleich das eine für sich, der Gepäckträger setzte ihr Köfferchen auf einen Stuhl und ging dann hinter Karl in das benachbarte Zimmer.

Als Gepäckträger und Wirtin gegangen waren, sahen die beiden aus ihren Fenstern. Sie sahen über blühende Bäume; seit gestern war viel mehr aufgeblüht; über die Havel weg, am blauen Himmel waren weiße Schäfchenwölkchen. „Ach, ist das schön!" rief Eva zu Karl hinüber. Die Sonne stand am Himmel, und ihre Strahlen spielten in den leichten Wellen, es war, als ob die Blüten zusehends sich entfalteten.

„Jetzt machen wir erst einen Gang vor dem Essen", sagte Eva händeklatschend, und so stiegen denn die beiden die Treppe wieder hinunter.

Im Flur stand die Wirtin, die sie hatte kommen hören. Sie hielt einen Hecht hoch am Schwanz und zeigte ihnen den vor. „Den gibts zu Mittag", sagte sie. Karl lächelte, und die Wirtin besprach mit Eva die Zubereitung. Die Wirtin schlug Dill-tunke vor, und Eva stimmte zu. Dann wendete sich Eva zu Karl und fragte: „Die Wirtin möchte wissen, ob wir Wein wollen. Eine halbe Flasche ist wohl genug." Und so bestellte Karl eine halbe Flasche Zeltinger.

Die Wirtin sagte nun, wann das Essen bereit war, und mahnte zu Pünktlichkeit, und dann gingen die beiden die Straße hinunter, die sie gestern gegangen waren, durch die Wege zwischen den blühenden Gärten, in der sonnigen, duftenden Luft, zum Ufer hinunter, wo das Wasser leise anplätscherte, blau und klar, in dem zuweilen ein Fisch schoß.

Karl drückte Evas Arm an sich, und Eva legte noch die andere Hand auf seinen Arm, und so gingen die zwei auf den Wegen durch die Gärten, in denen Leute arbeiteten, die sich aufrichteten und freundlich grüßten. Ein Hündchen kam an, beschnupperte sie und tanzte vor ihnen, dann blieb es zurück, beroch eine Ecke und folgte ihnen, als ob es zu ihnen gehörte. Der Weg war sandig und weich, am Zaun wuchs dürftiges Gras, zwischen ihm erblickte Eva ein Veilchen; sie pflückte es ab, hielt es Karl vor das Gesicht, und befestigte es in seinem Knopfloch.

Ein alter Mann, der auf einer Bank vor einem Garten in der Sonne saß und eine kurze Pfeife in seinem zahnlosen Munde hielt, redete sie an. Er sprach über das Wetter und über die Kirschblüte. Nun kam es darauf an, daß es ein paar Tage nicht regnete, damit die Kirschen ansetzten. Aber es war ja gutes Wetter prophezeit.

Eva sagte: „Ja, es wird gutes Wetter bleiben, die Kirschen werden ansetzen."
Der Alte lachte: „Das Fräulein versteht es. Ja, die Herrschaften in der Stadt, die lesen Bücher und Zeitungen, und da wissen sie immer, wie das Wetter wird. Ich habe auch einen Sohn in Berlin, der hat ein Fischgeschäft in der Grenadierstraße, da kommt es darauf an, daß man das Wetter vorher weiß, damit man weiß, wie der Fischfang ausfällt. Der liest immer die Wetternachrichten in der Zeitung. Der ist nun groß geworden. In der guten Stube hat er Möbel mit rotem Plüsch stehen. Der hat es zu etwas gebracht, auf den kann ich stolz sein, das wird nicht jedem."
Sie gingen weiter und schwiegen eine Weile. Dann sagte Eva, und Tränen standen in ihren Augen: „Der alte Mann hat nun sein Leben gehabt, als Kind hat er im Sande gespielt, wie dort die Kinder spielen, als Knabe hat er Fische gefangen, wie jener Knabe dort, der bewegungslos mit der Angelrute am Wasser steht, dann haben ihn die Eltern mit zur Arbeit genommen, er mußte Kirschen pflücken, die dann in Körbchen mit Blättern sauber verpackt wurden; dann hat er geheiratet und Kinder gehabt, er hat Bäume gepflanzt und seinen Garten umgegraben, und seine Frau hat das Schwein gefüttert und die Kinder erzogen, und die Kinder sind aufgewachsen; die Mädchen sind in die Stadt in Dienst gegangen und die Burschen haben Stellen in den Fabriken gefunden, und das eine oder andere Kind ist auch in Werder geblieben und lebt wie die Eltern. Vielleicht ist das eine oder andere Kind, oder auch ein Enkel, in der Stadt verkümmert, das nimmt er nun als Schicksal hin, dafür ist der eine Sohn nun hoch gekommen, wie er denkt, und hat eine gute Stube mit roten Plüschmöbeln." Sie stampfte mit dem Fuß auf. „Das ist nun Glück. Aber ich, ich will das nicht. Ich will mehr. Ja, was will ich denn? Ich weiß es nicht.

Schwer ist das Leben, wenn es nicht natürlich gelebt wird; aber wir, wir können es nicht natürlich leben. Du weißt das noch nicht, ein Mann ist länger blind, ein Mädchen wird früher sehend."

Karl sah Eva erstaunt an. Nach einer Weile sagte er: „Ich verstehe etwas von dem, das du sagst, wenn ich an unsere Verbindung denke. Wohin soll sie führen? Aber ich will nicht daran denken."

Sie waren allein in einem schmalen Gang zwischen den Gärten, kein Mensch konnte sie sehen. Sie hängte sich an seinen Hals und küßte ihn, sie sagte: „Auch ich will nicht daran denken, jetzt will ich leben, wie die Blüte, die nicht an die Frucht denkt. Ihre Blätter werden ja abfallen, aber das ahnt sie doch nicht."

Nun kehrten sie um zu ihrem Gasthaus. Die Wirtin hatte schon gedeckt, auf dem runden Tisch im Garten, an dem sie gestern gesessen. Ein blau und weiß gewürfeltes Tischtuch hatte sie aufgelegt, und Teller aufgestellt aus schwerem, unechtem Porzellan, neben denen lagen die gefalteten, vielgewaschenen Mundtücher, je zwei Gabeln und ein Messer, viel gebraucht, mit schon durchsichtig werdenden Knochengriffen, und die Weingläser standen da. In eines war ein Blütenblättchen gefallen.

„Die Herrschaften sind pünktlich", rief sie strahlend, in der Tür stehend, von der sie ausgeschaut hatte; „es ist gerade recht; wenn der Fisch noch länger im Kessel ist, dann zerfällt er." So ging sie in die Küche und hantierte, und dann brachte sie auf der großen Schüssel, sie gerade vor sich haltend, mit stolz gerötetem Gesicht den Fisch.

Die beiden aßen und tranken, und die Wirtin stand daneben und freute sich, und die beiden lobten das Essen und taten ihm Ehre an.

Die Frau sagte: „Nun werden die Herrschaften wohl Boot fahren wollen", und dann erzählte sie vom Bootverleiher, und beschrieb den beiden, wo der wohnte. Sie warnte zu Vorsicht, wenn etwa ein Dampfer kam, daß sie dann das Boot mit der Spitze gegen die Wellen richteten: da war schon manches Unglück geschehen durch unvorsichtige Leute, die das nicht beachtet hatten. Erst im vorigen Jahr, ein Brautpaar, ganz jung noch, gerade wie die Herrschaften, das Boot schlägt um, und beide ertrinken. Man hat sie erst nach Stunden im Wasser wieder gefunden.

„Das ist ein schöner Tod gewesen, so im Glück", sagte Eva leise. Dann fügte sie hinzu: „Aber wir haben das Leben noch vor uns."

Nach dem Essen gingen die beiden zum Bootsverleiher. Das war ein alter Mann, der gemächlich vor seinem Häuschen saß. Er ging mit den beiden hinunter ans Ufer, da lagen Boote umgekehrt auf den Sand gezogen. „Vorige Woche habe ich sie herausgebracht", sagte er, „jetzt beginnt das Geschäft, da kommen die Fremden; am Sonntag ist das Geschäft schon gut gegangen. So soll es nur bleiben. In der Woche können wir ja schon einmal Regen brauchen, es wird zu trocken, aber am Sonntag gutes Wetter, damit die Wirte auch ihr Geschäft machen, sein Geschäft macht doch jeder gern."

Er richtete ein Boot auf und schob es ins Wasser, dann holte er aus dem Bootshäuschen zwei Ruder. Karl stieg zuerst ein, dann reichte er Eva die Hand, und als sie sich gesetzt und das Steuer ergriffen hatte, setzte auch er sich, faßte die beiden Ruder, legte sich zurück und stieß ins Wasser.

Gleichmäßig tauchte Karl die Ruder ins Wasser und zog sie an, das Boot schien zuerst leicht zu taumeln, er war wohl ungeübt; aber nach einigen Schlägen ging es gerade und glatt; das Wasser rauschte vor ihm und schmiegte sich an die Seiten.

Eva saß Karl gegenüber und hielt das Steuer fest, das sich bewegen wollte; sie hielt es mit Aengstlichkeit, aber bald gewöhnte sie sich, und dann lachte sie. Sie entfernten sich von Werder, Werder versank im Wasser und wurde immer kleiner; das andre Ufer war weit entfernt, und es war ihnen, als ob sie allein auf der weiten See wären.

„Das ist doch schön, das ist doch schön!“ sagte Eva.

Karl zog die Ruder ein, das Boot glitt jetzt langsam mit der Strömung. Noch eine ganze Weile waren am Ufer die blühenden Bäume mit den Häuschen dazwischen, dann kamen Wiesen. Eine Kuh war auf der Weide, von einem Kind geführt; die Kuh ging, wie ihr das Gras gut schien und zog das Kind mit sich.

„Ja, so lebt nun das einfache Volk“, sagte Eva. „Es läßt sich treiben, und so lebt es, und wenn ein Schiff kommt, und der Mann versteht nicht zu lenken, dann geschieht ein Unglück, und das ist dann auch so, die Leute ertrinken, und werden begraben, und auf ihrem Hügel wächst Gras; noch einige Jahre lang wird von ihnen erzählt, und dann werden sie vergessen. Wir aber, wir können nicht so leben. Ja, wir wissen, wann wir uns nicht treiben lassen dürfen, und wir behalten die Ruder in der Hand, und nun haben wir die Sehnsucht, daß wir nicht immer an die Ruder zu denken brauchten. Denken wir denn wirklich immer an die Ruder, oder erscheint es uns nur so, daß wir anders leben, als das einfache Volk? Oft scheint mir, daß das nur ein Irrtum von uns ist, daß wir das Ruder in der Hand behalten, und daß wir die Möglichkeit hätten, ebenso glücklich zu leben wie das einfache Volk.“

„Ich habe oft diese Gedanken, das wird mir durch deine Worte bewußt“, sagte Karl, ließ die Ruder frei und legte die Hände vor sich in den Schoß. „Ich denke mir: wir sehen weiter, als das einfache Volk, und da fällt uns mehr ins Gewissen, wir

fühlen uns für mehr von unseren Handlungen verantwortlich — ich fühle mich ja für alles verantwortlich, auch darüber mache ich mir Vorwürfe, daß ich heute nun mit dir glücklich bin, statt bei meiner kranken Mutter zu weilen, die doch wahrscheinlich einen Grund gehabt hat, mich zu rufen. Aber dann sage ich mir: ‚Kann man das nicht auch Feigheit nennen? Ist eine zu weite Voraussicht nicht Feigheit?‘ Ach, das Leben ist zu schwer, wenn man denkt. Unsere Sehnsucht geht vielleicht nur darauf, daß wir leben könnten, ohne zu denken.“

„Nimm die Ruder“, rief Eva. „Ein Schiff kommt.“

Karl faßte die Ruder und sah sich um. Er sah in der Ferne ein Schiff. „Nach dem Land zu steuern“, rief er und ruderte mit dem rechten Arm. Die Spitze des Bootes wendete sich langsam landwärts. Nun ruderte er, und Eva steuerte, das Land kam näher; es war eine Wiese, die sich zum Fluß senkte. Das Schiff wurde größer; aber da knirschte der Kiel des Bootes schon auf den Ufersand. Nach einer Weile fuhr das Schiff vorüber, und hinterher schlugen die Wellen; das Hinterteil des Boots hob und senkte sich, aber die beiden saßen ruhig in ihrem Boot und schwiegen.

Nun stießen sie wieder vom Lande ab und Karl ruderte. Eva ließ die eine Hand im Wasser hängen, und zwischen ihren gespreizten Fingern durch floß das Wasser. In der Ferne sahen sie einen Fischer, der sein Netz ins Boot hob, und die Sonne blitzte auf den kleinen Wellen. Unter ihnen, im blauen Wasser, schossen Fische vorbei, und vom Grund hob sich Wassergras, das auf den Wellen schwamm. Eva schwieg und träumte, und Karl ruderte schweigend.

Dann ruderte Karl zu dem Bootshäuschen zurück, vor dem der alte Mann saß. Der erhob sich, als die beiden ankamen, ergriff eine Stange mit einem eisernen Haken, und zog das Boot an das Land. Die beiden stiegen aus.

„Ein schöner Tag zum Rudern", sagte der Mann. „Ich habe gesehen, wie Sie ans Land gerudert sind, als das Schiff vorüber fuhr. So vorsichtig sind die wenigsten, dadurch ist schon manches Unglück geschehen. Aber nötig war es nicht."

Die beiden wendeten sich und gingen durch die sandigen Wege zu ihrer Wirtschaft. Die Wirtin stand schon in der Tür und schaute nach ihnen aus. „Der Kaffee wartet schon", sagte sie freundlich; auf ihrem Tisch war schon gedeckt, und die Tassen standen bereit; die Wirtin brachte die gefüllte Kanne und das übrige, und dann brachte sie auf einem Teller Kuchenstückchen. „Das sind Schnecken", sagte sie, „der Bäcker hat heute gebacken."

Die beiden aßen und tranken. Die Wirtin stand bei ihnen und sprach. „Und so vernünftig sind die Herrschaften gefahren, als das Schiff kam", sagte sie. „Wenn alle Leute so vernünftig wären!" Dann sprach sie vom Wetter, ob sich das wohl bis zum Sonntag halten würde. „Das ist unser Hauptgeschäft im Jahr, die Sonntage in diesen Wochen", sagte sie. „Da würden die Herrschaften Werder nicht wieder kennen. Hier sitzen gewiß hundert Leute im Garten. Die wollen bedient sein. Da muß alles ran, die ganze Familie. Das muß schnell gehen, die Herrschaften warten nicht gern. Aber am Abend, da ist man dann totmüde, da fällt man nur so ins Bett; Kasse machen, das ist erst am andern Morgen, am Abend ist man zu müde."

Der Mann grub indessen im Garten um. Als die Wirtin sich entfernt hatte, da gingen die beiden zu ihm. Er hielt seinen Spaten neben sich im Arm, nahm die kurze Pfeife aus dem Mund und grüßte. „Da macht die Arbeit Spaß, bei solchem Wetter", sagte er. „An diese Stelle kommen die Mohrrüben, die müssen jetzt gesät werden, ich habe den Samen schon mit Asche vermischt, sonst quast man mit dem Samen. Samen ist

teuer, ich kaufe ihn immer, mit dem selber gezogenen habe ich noch nie Glück gehabt." Er griff seinen Spaten wieder und grub weiter.

Die beiden gingen wieder durch den Ort; es war, als ob die Leute sie schon kannten, zutrauliche Grüße kamen und kurze Worte über das schöne Wetter, die Blüte und die Ernteaussichten. Sie gingen bis zu den letzten Häusern, da führte der Weg weiter durch die Wiesen, in denen blühten Wiesenschaumkraut und Dotterblumen, und der erste Löwenzahn erschloß sich. Neben ihnen rauschte gleichmäßig die Havel, da sprang wohl ein Fisch hoch im Wasser, der nach einer Fliege schnappte, und fiel silbern wieder zurück, und in einem Busch am Weg schülpten Spatzen.

Stundenlang gingen die beiden in der sonnendurchwärmten Luft, und wenn sie weit genug gegangen waren, dann kehrten sie wieder um. Sie waren in ihr Gespräch vertieft, und sie sprachen von allerlei, das ihnen wichtig schien, und erzählten sich von der Kadettenschule und den Lehrern, und vom Leben in der Kaserne, und von der Musik. Da stand in ihren Gedanken immer im Hintergrund, daß sie sich lieb hatten, aber davon sprachen sie nicht, sie scheuten sich.

So kam denn der Abend heran, und sie wunderten sich, wie schnell er kam. Sie gingen zurück, und wurden von der Wirtin empfangen und vom Wirt, der Feierabend gemacht hatte und neben seiner Frau rauchend auf dem Bänkchen vor dem Hause saß, indessen die Tochter und ihre Freundinnen vor ihnen auf der Straße auf- und abgingen und sich lachend erzählten, prahlten und scherzten.

Als sie sich an ihren Tisch gesetzt hatten, da trat die Wirtin vor sie hin, stemmte die Arme in die Seiten und sprach vom Abendessen. Ja, sie hatte Schinken und Wurst, alles selbstgeschlachtetes Schweinegut, und das Brot und die Butter

kannten die Herrschaften ja schon von gestern, und so bestellte denn Karl, und die Wirtin brachte.
Nun kam auch der Wirt und sah zu, wie die beiden aßen. Er sagte: „Das macht einem doch Freude, wenn man sieht, wie es den Herrschaften schmeckt. Da gibt es so manche, die schneiden vom Schinken den Speck ab und lassen ihn auf dem Teller liegen. Das ist Uebermut, sage ich. Der Schinken ist eine Gabe Gottes, und der muß so gegessen werden, wie er gewachsen ist. Namentlich wie meiner ist. Die letzten sechs Wochen habe ich das Schwein mit Roggen gefüttert, davon wird der Schinken so süß. Das verstehen die Herrschaften nicht, die den Speck abschneiden." „Ja, bei den Alexandern, da habe ich auch gedient", fuhr er fort. „Das war meine beste Zeit im Leben. Keine Sorgen; wenn man seinen Dienst ordentlich tat, dann war alles gut. Und den Sonntag, bei Emberg zum Tanz; die Glieder, die man am Wochentag nicht gerührt hatte, die rührte man am Sonntag; Montag morgen war man am müdesten in der ganzen Woche, aber deswegen mußte man doch raus aus dem Bett, und das war gut, das war sehr gut."
Nach dem Essen machten die beiden noch einen Spaziergang. Der Mond ging auf und ein silberner Streifen lag lang über dem Wasser, die Bäume standen still und schweigend im Mondlicht, leises Liebesgeflüster ertönte aus einer Laube.
Sie gingen zurück in das Haus. Die Wirtin gab jedem einen Leuchter und zündete die Kerze an, und dann stiegen die beiden die Treppe hoch. Vor der Tür sagten sie sich Gute Nacht, und dann ging jedes auf sein Zimmer.
Karl trat ans Fenster und sah in den Mondschein. Dunkelblau und silbern stand die Welt vor dem Fenster, weiß schimmerten die Blütenbäume, Frösche quakten und sangen, und so schön war die stille Luft, daß ihm die Tränen kamen.
Er kleidete sich aus und stellte die Stiefel vor seine Tür. Da

sah er vor der Tür nebenan Evas Stiefelchen stehen, ordentlich und sauber neben einander gestellt, und ein glückliches Gefühl überkam ihn bei dem Anblick. Schnell zog er seine Tür wieder zu, entkleidete sich ganz und legte sich ins Bett.

Der Mondschein fiel in das Zimmer silbern, und alles erschien in einem märchenhaften Glanz. Das Fenster stand offen. Da ertönte aus der Stille draußen der Gesang einer Nachtigall. Die schluchzenden Töne rührten ihm mit wonnigen Schmerzen an das Herz, die Tränen kamen ihm wieder, und er öffnete die Arme weit.

Da tat sich leise und vorsichtig die Tür auf, und Eva trat ein und kam zu ihm auf leichten Sohlen, und sank ihm in die Arme. Er drückte sie an sich, durch das offene Fenster drang das Schlagen der Nachtigall, die Bäume standen im hellen Mondlicht, und ihm rannen die Tränen, unaufhaltsam rannen ihm die Tränen.

Zweites Hauptstück

Er erwachte. Das Fenster des Zimmers war hell. In seinem Arm, das Köpfchen an seine Brust gedrückt, schlummerte Eva.

Eine furchtbare Angst überkam ihn. „Was habe ich getan!“ sagte er leise vor sich hin, „was habe ich getan!“

Da fühlte er einen leichten Druck, er fühlte, daß Eva erwachte und daß sie verspürte, was ihm war. „Weshalb hast du denn Angst?“ flüsterte sie und hielt ihn umarmt.

„Was habe ich getan, was habe ich getan“, flüsterte er.

Eine Drossel schlug. „Die Nachtigall“, rief Karl erschauernd.

„Der Mond ist lange untergegangen, die Sonne wird gleich aufgehen. Es ist eine Drossel“, sagte Eva.

„Nun sind wir so fest verbunden“, sagte Karl nach einer Pause, „daß wir Eins sind, aber wir können nicht heiraten. Sieh, ich habe noch lange Jahre hindurch kein Einkommen, daß ich eine Familie begründen kann, und so muß ein Vermögen sicher gestellt werden, von dessen Ertrag wir einen Zuschuß haben. Aber mein Vater kann das nicht, und du bist ganz arm. Ich habe schlecht an dir gehandelt, ich habe dich ins Unglück gebracht.“

Sie drückte ihn lachend an sich und küßte ihn. Sie sagte: „Was machst du dir für Gedanken, du großer Junge! Aber dafür liebe ich dich, du weißt ja nicht, wie ich dich liebe, das kannst du ja nicht wissen! Dich muß ja jede lieben! Sieh, ich bin nicht für die Ehe geschaffen. Denkst du nicht, daß ich mir auch das erträumt habe, einen Mann lieb haben und für ihn sorgen, und ihn küssen, wenn er abends müd nach Hause kommt, und Kinder erziehen! Aber man kann nicht alles haben. In mir ist etwas Anderes, ich weiß nicht, was das ist. Denkst du nicht, daß ich

weiß, was mir an der Bühne bevorsteht! Vielleicht darf ich ein paarmal im Jahr das singen, wegen dessen ich Sängerin werde, und was ich sonst singen muß, das ist mir ekelhaft. Und doch will ich es, ich will auch das singen, was mir ekelhaft ist. Das verstehst du nicht. Ich bin schon als Kind auf der Bühne gewesen." Sie lachte. „Ja, Strümpfe stopfen kann ich auch. Meine Kleider habe ich mir immer selber geschneidert. Und ich habe doch Geschmack. Du kriegtest in mir eine billige Frau, und ich würde mich immer hübsch anziehen für dich. Ich bin doch immer hübsch angezogen, das mußt du doch sagen? Das Kleid, das ich gestern anhatte, habe ich nur für dich genäht."

Während sie so schwatzte, gingen leise Tritte die Treppe hinauf, die beiden hörten, wie ihre Stiefel von den Türen fortgenommen wurden, und wie dann die Schritte wieder treppab gingen. Atemlos hatten sie gelauscht. Als die Schritte unten angekommen waren, da drückte Eva ihm einen langen Kuß auf den Mund, sprang leise aus dem Bett, schlich an die Tür und öffnete einen Spalt, dann schlüpfte sie hindurch und in ihr Zimmer zurück.

„Was ist das?" dachte Karl, und eine Sehnsucht überkam ihn nach dem Mädchen. Eine Unruhe war in ihm, ihm war wie im Fieber. Er hörte, wie seine Stiefel vor die Tür gesetzt wurden, da sprang er aus dem Bett, er wusch sich und kleidete sich an, dann ging er aus dem Zimmer und die Treppe hinunter. In der Küche hantierte die Wirtin. „So früh schon aufgestanden?" fragte sie. „Ja, die Herren Offiziere müssen früh aus den Federn". Er erwiderte etwas Verwirrtes, dann eilte er aus dem Haus. Mit weiten Schritten ging er draußen, er ging den Weg, den er gestern mit Eva gegangen war, ohne das zu merken, er stürmte immer weiter. Da war der Bootsplatz, auf dem Wasser lag noch eine Nebelschicht, die Boote

lagen umgekehrt an ihren Stellen, ordentlich und sauber, keinen Menschen sah er.
Er wußte nicht, wie lange er so herumirrte. Die Straßen und Wege wurden langsam belebter, Leute gingen zur Arbeit. Er kam wieder an dem Bootsplatz vorbei; der Nebel hatte sich gehoben; über einen Zaun lehnte der Alte, die kurze Pfeife im Mund, er nahm die Mütze ab und grüßte.
Als er in die Wirtschaft zurückkam, da saß Eva schon unter dem blühenden Baum vor dem gedeckten runden Tisch, die Wirtin stand vor ihr und erzählte. Sie sagte: „Nun will ich nur gleich den Kaffee bringen" und ging eilig in die Küche, und Karl begrüßte Eva und setzte sich zu ihr.
„Du mußt zu deinen Eltern fahren", sagte Eva. Karl erschrak, das hatte er ganz vergessen. Er holte den Brief seines Vaters vor und überlas ihn noch einmal. Eva ließ ihn sich geben und überlas ihn. „Fahre gleich heute", sagte sie. „Ich habe eine Ahnung, daß es besser ist." Karl nahm den Brief an sich und überlas ihn nochmals. „Es ist besser", sagte sie. „Ach, wie gern möchte ich immer mit dir zusammen hier bleiben."
Die Wirtin brachte den Kaffee, Brötchen und Butter. Eva richtete mit raschen, tüchtigen Bewegungen die Brötchen und goß in die Tassen, die beiden aßen tüchtig und lachten.
Plötzlich sagte Karl: „Du hast mich auch unruhig gemacht." Er sah nach der Uhr. „Wir müssen aufbrechen", sagte er, „wenn wir den Zug noch erreichen wollen." Er ging ins Haus, sprach mit der Wirtin, Eva blieb noch eine Weile am Tisch, dann ging sie auf ihr Zimmer und packte, nebenan packte Karl seinen Koffer. Ein Junge trug ihnen beides zur Bahn, und sie verabschiedeten sich freundlich von den Wirtsleuten.
In Berlin mußte Karl den Bahnhof wechseln. „Ich gehe mit, ich begleite dich zum Zug", sagte Eva.
Der Zug stand. Die beiden verabschiedeten sich. „Wie gern

ließe ich deine Mutter grüßen", sagte Eva. „Sie muß eine gute Frau sein, und sie hat dich lieb. Ich habe Sorge. Hoffentlich ist ihre Erkrankung nicht schlimm."

Der Schaffner kam den Zug entlang und schlug die Türen zu. Eva schlang den Arm um Karls Hals und küßte ihn, die Tränen liefen ihr die Wangen nieder, sie wischte sie mit dem Taschentuch ab und zwang sich zum Lachen. „Du schreibst mir, nicht wahr?" sagte sie. „Du schreibst mir gleich, wie es deiner Mutter geht."

Der Zug setzte sich in Bewegung. Noch ein paar Schritte ging sie neben dem Abteil her, dann blieb sie stehen und winkte mit der Hand. Der Zug fuhr schneller, sie wurde ganz klein, sie winkte immer noch. Schließlich machte der Zug eine Biegung, und sie war nicht mehr zu sehen. Karl setzte sich in eine Ecke des leeren Abteils, die Tränen wollten ihm hochsteigen, und das Leben erschien ihm leer.

Nach wenigen Stunden Bahnfahrt hielt der Zug an der Haltestelle, wo Karl aussteigen mußte. Ein Gepäckträger hatte ihn am Fenster gesehen, kam eilig an und nahm den Koffer aus dem Gepäcknetz. Er sagte: „Der Wagen steht schon, der Herr Leutnant ist schon gestern abend erwartet, der gnädigen Frau geht es schlechter."

Es war Karl, als habe er einen Schlag aufs Herz bekommen, er schwieg und folgte eilig dem rasch voraufschreitenden Mann. Neben dem Bahnhofsgebäude hielt der Wagen mit dem alten Kutscher, der mit bekümmertem Gesicht den Hut abnahm. Karl bezahlte den Gepäckträger und fragte: „Wie geht es meiner Mutter?" „Nicht gut, nicht gut", erwiderte der Kutscher kopfschüttelnd. „Der Herr Leutnant werden wahrscheinlich die Drahtnachricht zu spät bekommen haben, ich habe schon gestern zum Abendzug hier gestanden?" „Drahtnachricht?" fragte Karl mit klopfendem Herzen. Er dachte daran, daß ihn die Nachricht

in der Kaserne erwartet hatte, und daß er unterdes in Werder mit Eva zusammen gewesen war. Eine heftige Angst befiel ihn. „Es ist eine Lungenentzündung, der Doktor sagt, es hat Gefahr, die Nacht ist hohes Fieber gewesen, ganz plötzlich ist es so schlimm geworden, wir alle hatten vorher gedacht, es ist nur so eine Erkältung", berichtete der Kutscher.
Es fiel Karl auf, daß der Kutscher die Pferde antrieb. Er wollte ihn noch etwas fragen, aber der Mund war ihm trocken.
Als der Wagen vor dem Herrschaftshaus vorfuhr, stand der Vater Karls auf der Freitreppe und stieg schwerfällig die Stufen hinunter. Karl stürzte aus dem Wagen, der Vater umarmte ihn schluchzend und legte seine tränennasse Wange an die seine. „Es steht sehr schlimm", sagte er. Das Stubenmädchen eilte mit verweinten Augen zum Wagen und nahm den Koffer, um ihn ins Haus zu tragen. „Sie weinen ja alle?" dachte Karl erstaunt. „Was ist denn das?" „Kann ich die Mutter gleich sehen?" fragte er den Vater; der nickte stumm.
Es fiel Karl auf, daß sein Gesicht geschwollen war und die Backen hingen und leise bebten. „Er sieht ja plötzlich so alt aus", dachte er. „Er ist doch kaum vierzig alt."
Karl eilte die Treppen hoch. Undeutlich bemerkte er, daß sein Vater verschwunden war; er dachte unbestimmt: „Er wird wohl in der Wirtschaft zu tun haben." Als er die Tür des Vorzimmers zur Mutter aufriß, stand da in der Ecke eine Magd, mit verweintem Gesicht und ängstlich frechem Gesichtsausdruck. Sie eilte auf ihn zu, ergriff mit beiden Händen seine Hand und sprach schnatternd: „Die gnädige Frau ist meine einzige Stütze gewesen, sonst hat sich niemand um mich gekümmert und um mein Kind, der gnädige Herr auch nicht, und der wäre doch der erste dazu gewesen. Dazu ist man gut genug, aber das ist immer so. Der junge Herr gelten alles bei der gnädigen Frau, bitten Sie doch für mich, daß sie mich nicht vergißt." Die Person

schluchzte und heulte, Karl fühlte sich widerlich berührt und verstand nicht, was sie meinte; angeekelt zog er seine Hand zurück und sagte: „Später, später." Die Person gab ihm den Weg frei, und er ging in das Schlafzimmer der Mutter.
Das Zimmer war verdunkelt, und die Mutter lag klein in dem großen Bett. Sie schreckte aus einem Halbschlummer auf und starrte Karl mit großen fiebrigen Augen an. Plötzlich überhuschte ihr Gesicht ein glückliches Lächeln, sie versuchte sich aufzurichten und streckte dem Sohn die Arme entgegen; der stürzte auf sie zu, und sie umarmten sich, er küßte sie auf den fiebrig trockenen Mund, und sie drückte ihn an sich, sie sagte glücklich: „Bist du da, mein lieber Junge, bist du gekommen, es war wohl nicht recht von mir, daß ich dich gebeten habe, zu kommen; bist du da!" Sie strich ihm die Haare aus dem Gesicht, hielt seinen Kopf zwischen beiden Händen und sah ihm in die Augen. „Bist du da!" sagte sie. „Ich hatte mich so nach dir gesehnt!"
Ihre Hände waren heiß, ihre Wangen waren hoch gerötet und ihre Augen flackerten. Ihm stiegen die Tränen in die Augen. Sie lächelte. „Nicht weinen, nicht weinen", sagte sie. „Es wird schon wieder besser, seit du da bist, seit ich den Wagen habe rollen hören, der dich brachte, wird es besser. Ich war nur wieder eingeschlummert, ich glaube, ich habe geschlummert, als du die Tür öffnetest. Aber nun erzähle, erzähle!" Sie sah ihm forschend in die Augen. Er wischte die Tränen ab und blickte verlegen fort. Sie ließ seufzend seinen Kopf los und fiel müde auf ihr Kissen zurück. „Ja, du bist nun erwachsen, du führst nun dein eigenes Leben", sagte sie; „du bist nun in der Welt, nun kommst du nur noch auf Besuch zu mir."
„Wir gehören doch zusammen", sagte er verlegen.
Sie sah ihn an. „Ja, du bist gut", sagte sie und strich ihm über das Haar. „Du bist gut. Ich bin ja auch nicht traurig,

das ist nun natürlich, daß der Sohn erwachsen wird. Und ich kann dir ja vertrauen, dir kann ich ja vertrauen, deshalb bin ich nicht traurig. Du gehst deinen eigenen Weg. Aber der ist gut."

Er fühlte, wie er über und über rot wurde. Sie lächelte. „Ja, nun erzählst du nicht mehr alles der Mutter", sagte sie. „Aber ich weiß doch alles. Und das mußt du nun allein abmachen."

Sie sah ihn zärtlich an. „Alles muß man bezahlen im Leben; wenn du älter wirst, dann siehst du ein: Das ist gut so. Und dir kann ich vertrauen, ich bin ganz ruhig."

Die beiden schwiegen eine Weile. Dann sprach sie wieder, sie sprach in einem andern Ton. Sie sagte:

„Ich habe ja nie mit dir über deinen Vater gesprochen. Aber du mußt es doch einmal erfahren. Dein Vater ist gut, er ist ein guter Mann. Aber ich habe immer für ihn denken müssen. Was soll nun werden, wenn ich einmal nicht mehr bin? Du bist zu jung, du bist auch der Sohn, das ist noch anders, als wenn die Frau da ist. Ich muß dir das jetzt alles sagen, denn ich weiß nicht, ob mir nicht etwas geschieht, und dann mußt du doch alles wissen."

Er stotterte verlegen: „Was du da sagst ... das habe ich nicht gewußt bis jetzt."

Sie lächelte. „Ja, du warst noch so jung, du bist es noch jetzt, da sagt man dem Kind nicht alles, weil es noch nicht alles tragen kann. Ich würde dir ja auch jetzt noch nichts sagen ... aber es ist doch nötig ... Du weißt ja, unser Gut ist klein, und es hat keinen guten Boden, da muß man die äußerste Sparsamkeit üben. Und dein Vater ist immer so hoffnungsfroh; es hat lange gedauert, bis ich das gemerkt habe, daß das nicht geht, die vielen Versuche und Neueinrichtungen, und er ist ja auch vernünftig, er hat auf mich gehört, nachher wurden keine Schulden mehr gemacht, aber die alten Schulden, die stehen

nun und fressen aus der Schüssel; es gleicht sich gerade alles aus, aber wenn nun schwerere Zeiten kommen, dann geht es nicht mehr ... Du mußt deinem Vater zur Hand gehen, du mußt selber alles wissen."

Die Tür öffnete sich ein wenig, der Vater steckte den Kopf durch die Spalte. Sein gutmütig rundes Gesicht sah besorgt und dabei heiter aus. „Ich störe wohl?" fragte er. „Wenn die Mutter ihren Jungen hat, dann muß immer allerhand besprochen werden."

Die Mutter machte ein Zeichen, daß er eintreten solle. Vorsichtig auf den Zehenspitzen gehend, trat er ein und zog die Tür leise hinter sich zu. Er beugte sich über das Bett und küßte die Kranke auf die Stirn; die schloß die Augen; dann deutete sie auf einen Stuhl, der da neben dem Bett stand, und er setzte sich.

Stockend begann sie: „Es ist mir lieb, daß ich euch zusammen bei mir habe. Ich weiß nicht, was mit mir wird. Wenn ich euch nun verlassen sollte ..."

Karl machte eine erschrockene Handbewegung, der Vater sagte begütigend: „Aber davon ist doch keine Rede. Morgen, übermorgen stehst du aus dem Bett auf, dann lachen wir alle über die Sorgen, die wir heute haben, nicht wahr?"

Die Kranke wendete den Kopf der Wand zu, sie verbarg eine Träne. Herrn von Redeckern stiegen die Tränen hoch, rasch trocknete er sie mit einem Tuch, daß die Kranke nichts merken sollte.

„Ich weiß ja nicht, was mit mir wird", fuhr die Kranke fort. „Lieber Mann, ich danke dir für alles." Sie faßte seine Hand und drückte sie. Sie atmete kurz, dann sagte sie schnell: „Für alles danke ich dir. Es war wohl ganz anders, als wie ein junges Mädchen sich vorstellt, wenn sie nun einem Mann folgt, aber es ist doch schön gewesen, und nun muß ich mein Leben verlassen." Sie machte eine Pause, der Atem versagte ihr. „Ich

Landes-Bibl.

habe eine Bitte, die erfüllst du mir, nicht wahr, du erfüllst sie mir. Sieh, wenn ich nun nicht mehr bin, dann stehst du allein im Leben, und du bist ein gläubiger Mann und trägst dein Herz auf der Zunge, und ich habe solche Angst, daß du in schlechte Hände gerätst." Sie legte die Hand aufs Herz. „Du weißt nicht, wie schlecht die Menschen sein können; das ist so schön bei dir, daß du das nicht weißt. Und du bist dann noch ein junger Mann, du wirst ja dann wieder eine Frau nehmen. Versprich mir, daß du deine Wahl nicht in der Verliebtheit triffst, daß du dir die Wahl überlegst. Sieh, du weißt doch, wie es mit dem Gut steht, da muß eine tüchtige Hausfrau hin, und wir haben doch auch unsern Sohn, für den muß gesorgt werden. Nicht wahr, das versprichst du mir, daß du nicht in der Verliebtheit heiratest?"

Herr von Redeckern verbarg sein Gesicht in ihrem Kopfkissen, ein Schluchzen erschütterte stoßweise seinen breiten, kurzen Körper. Dann hob er sein tränennasses und geschwollenes Gesicht, nahm ihre Hand und sagte feierlich: „Ich verspreche es dir."

„Ich habe dir das in Gegenwart unseres Sohnes gesagt", sagte sie und spielte mit seinem Haar. „Du sollst immer an dein Versprechen denken, wenn du ihn ansiehst. Es ist ja nicht nur deinetwegen, es ist ja auch für ihn."

Karl erhob sich leise. Er ging zur Tür, öffnete sie, und verließ das Krankenzimmer. Die Eltern blieben allein.

Er ging aus der dumpfen Luft des verdunkelten Krankenzimmers durch den Vorraum auf den lichtdurchfluteten und frühlingshaft durchzogenen Treppenflur. Unwillkürlich atmete er tief auf.

Aber als er nun die Treppe zur Hälfte herabgestiegen war, da sah er das Mädchen, das ihn beim Hineingehen angesprochen hatte, unten am Aufgang stehen. Sie hatte einen etwa achtjährigen Knaben an der Hand, der sich mit schmutzigen Händen die Augen rieb.

Sie faßte ihn am Aermel, als er vorbeiging, und fragte: „Geht es der gnädigen Frau schlecht?“ Er nickte stumm. „Ach, du lieber Gott!“ rief sie aus, und der Knabe heulte wie auf Befehl. „Küsse dem gnädigen jungen Herrn die Hand!“ sagte sie. Karl zog seine Hand zurück; er wollte weiter gehen, aber es war, als ob ihn etwas bei den beiden hielte. „Das ist das Brüderchen vom jungen gnädigen Herrn“, sagte sie, „wie das bei uns armen Leuten so ist, der kann ja nun einmal nicht Offizier werden, ich will froh sein, wenn ich ihn hochkriege. Wenn die gnädige Frau nicht gewesen wäre, die immer heimlich geholfen hat, wo wären wir wohl dann! Vom gnädigen Herrn habe ich nichts, der sagt, das Kind ist nicht von ihm, es ist vom Verwalter. Sehen Sie ihn sich nur einmal an, die Aehnlichkeit!“ Sie wendete sich zu dem heulenden Jungen: „Sei immer höflich gegen den jungen gnädigen Herrn, auf dem steht jetzt unsere Hoffnung, zu der gnädigen Frau lassen sie uns nicht hinein; wenn ich mit der sprechen könnte, die würde schon für uns sorgen.“

Es schüttelte Karl und die Tränen kamen ihm hoch. Schnell machte er sich frei, verließ das Haus und ging in den Baumgarten.

Er ging durch den Baumgarten und aus der Tür in den Wald. Er dachte an Eva, und es war ihm klar, daß seine Mutter alles ahnte; sie hatte ihn so wissend angesehen. Ja, nun war er mit Eva zusammen gewesen, und während der Zeit hatte seine Mutter hier krank gelegen und hatte ängstlich auf ihn gewartet. Und weshalb waren denn alle Leute so traurig? Es war doch, als ob alle dachten, sie werde sterben. Das konnte er gar nicht verstehen. Ja, sie war krank. Ihm kamen wieder die Tränen. Und nun war er gestern mit Eva zusammen gewesen, gedankenlos, und seine Mutter ahnte alles, und sie hatte ihn mit verzeihendem Lächeln angesehen. Er faltete die Hände. Um ihn standen hohe Fichtenbäume, alte Bäume, ein Eichkätzchen sprang

in Pfropfenzieherwindungen an einem Baum hoch und schaute mit klugen Augen nieder. Die Tränen fielen ihm auf die gefalteten Hände, und er betete, wie ein Kind betete er: „Lieber Gott, mache doch, daß meine Mutter wieder gesund wird."
Als er aufblickte, sah er sich gegenüber ein Mädchen stehen. Die mochte wohl zwölfjährig sein. Sie hatte die Hände auf dem Rücken und lehnte gegen einen Fichtenstamm; sie hatte ein kurzes Kleidchen an und bloße Füße, und rieb verlegen einen Fuß auf dem andern, indem sie ihn mit großen Augen anblickte.
„Ich bin von dem Baron Berndorf, wir wohnen hier nicht weit, mein Vater hat den Hof jetzt gekauft", sagte sie, „und Sie sind der junge Herr vom Gut."
„Dann sind wir ja Nachbarn, ich habe schon von euch gehört", erwiderte Karl, indem er dem Kind die Hand entgegenstreckte. Die lief auf ihn zu, um einzuschlagen, dann stockte sie, und dann schlug sie ein. „Ich heiße Erika", sagte sie.
Der Baron Berndorf war Reiteroffizier gewesen, er war mit dem Pferd unglücklich gestürzt und mußte seinen Dienst aufgeben, und nun hatte er einen kleinen Bauernhof gekauft, den er mit einem Knecht und einer Magd bewirtschaftete. Seine Frau war gestorben, er hatte dieses einzige Töchterchen. Es wurde über ihn und sein eigentümliches Leben in der Gegend viel gesprochen. Karls Vater hatte gelegentlich spöttische Bemerkungen über ihn gemacht.
Die Kleine starrte Karl an. „Nicht wahr, Ihre Mutter liegt im Sterben?" sagte sie. „Meine Mutter ist auch tot. Im vorigen Jahr ist sie gestorben. Nun ist Vater allein, das ist sehr schwer für ihn, denn ich bin doch noch keine Stütze für ihn."
Nun sprach dieses Mädchen auch, daß die Mutter sterben würde. Ihr zur Seite stand ein großer Fliegenschwamm, und sie starrte Karl mit großen, braunen Augen an. Das war ja alles wie ein Märchen.

„Gehst du denn hier in die Schule?“ fragte Karl, um doch etwas zu sagen. „Ja“, erwiderte das Kind, „und außerdem gibt mir mein Vater Unterricht, abends, in den Sprachen, und Musikunterricht habe ich außerdem beim Herrn Kantor.“
Zerstreut senkte Karl den Blick auf die nackten Füße des Kindes. „Der Vater sagt, das ist gesund, das Barfußgehen“, erklärte das Kind, „da werden die Beine kräftiger und der ganze Körper, und außerdem spart man viel Geld.“
„Ja, man spart viel Geld“, sagte Karl mechanisch.
Das Kind hängte sich in seinen Arm. „Kommen Sie mit zu meinem Vater?“ fragte sie. „Wir haben ja keine Besuche gemacht in der Gegend, weil wir in so eigentümlicher Lage sind, aber es ist meinem Vater nun doch oft recht einsam, und mit den Bauern kann er sich nicht verständigen, weil das eine andere Welt ist.“
Karl erwiderte nichts und ließ sich von dem Kind führen. In ein paar Minuten traten sie in eine Waldlichtung. In deren Mitte stand das Haus mit den Stallgebäuden, der Baron stand gerade draußen und beobachtete einen Mann, der auf das Dach gestiegen war und sich da mit einer Ausbesserung zu schaffen machte. Die Herren begrüßten sich, Karl nannte seinen Namen und sagte: „Ihr Töchterchen hat mich hierher geführt.“ Erika ließ seine Hand und schmiegte sich an ihren Vater, der ihren Kopf streichelte.
Die Herren gingen in das Haus, Erika an der Hand ihres Vaters. „Sie werden viele lächerliche Geschichten über mich gehört haben“, sagte der Baron Berndorf. „Das ist nun einmal so. Wer sein Leben anders führt, als die übrigen, der wirkt komisch. Daran gewöhnt man sich. Ich möchte, daß Sie ein richtigeres Bild bekommen. Sie sind ein Mensch.“
Die Stube war bäuerlich eingerichtet. Eine Bank lief um die Wände, in einer Ecke stand davor ein großer viereckiger Tisch.

An den Wänden hingen Rehgeweihe. „Die letzte Erinnerung an früher, jetzt gehe ich nicht mehr auf Jagd. Wenn man Bauer ist, dann ist man müde von seiner Arbeit und macht sich keine überflüssige Anstrengung."

Er begann: „Sie sind nun ein junger Mann, Sie machen die ersten Schritte ins Leben und wissen noch nicht, daß uns jeder Schritt in Netze verstrickt, daß wir bald in einem ganzen Netzwerk gefangen sind und nicht mehr nach eigenem Wollen handeln können, sondern nur die Folgen aus unsern früheren Taten ziehen müssen."

Karl sah ihn aufmerksam an. Er erwiderte: „Das habe ich noch nicht gewußt. Aber seit Sie es mir eben gesagt haben, weiß ich es."

Der Baron ließ einen leichten Pfiff hören. „Dachte ich es mir doch", sagte er. „Aber Sie gefallen mir. Sie sind ein Mensch, noch ein Mensch. Vielleicht behalten Sie diese Eigenschaft bei. Sie ist selten heutzutage."

Er erzählte: „Ich bin ins Leben getreten, wie Sie, wie fast alle jungen Männer aus unseren Kreisen. Man sagt sich: Du tust deine Pflicht. Was deine Pflicht ist, das sagt dir dein Oberst. Der Oberst ist ein anständiger Kerl, und was der sagt, das ist richtig! Na, so vergeht die erste Jugend, man ist nicht mehr grün, man wird befördert, man heiratet, ein Mädchen aus guter Familie, man hat Kinder, die werden auch anständige Menschen, na, und so wird man denn älter, schließlich nimmt man seinen Abschied und ist General... Sehen Sie, da ist das Unglück über mich gekommen. Und das war gut für mich, dadurch habe ich denken gelernt. Ich mußte meinen Abschied nehmen. Was nun? Meine gute Frau sagt: ‚Bestimme du unser Leben, ich tue, was du willst!' Ja, was sollte ich bestimmen, ich wußte ja nichts vom Leben. Ich taperte so weiter. Mein Schwiegervater war Industrieller, also ich gehe auch in die Industrie. Mein Schwieger-

vater sagt: ‚Du wirst etwas erleben. Ich bin ja eigentlich Gelehrter, ich habe meine Erfindungen gemacht, ich dachte: So bringe ich die Menschheit weiter. Heute frage ich mich: Wohin? Ich habe ein großes Vermögen erworben, das ist so nebenbei gekommen. Heute frage ich mich: Was habe ich davon, was haben meine Kinder davon?' Nun, ich ging in die Fabrik, ich sprach mit den Arbeitern. Ja, da habe ich mir gesagt: Das lebt nun so in den Tag hinein. Ganz gute Kerle, sie denken: ‚Wenn wir eben so viel Geld hätten, wie der Herr, dann wäre das Leben schön.' Weiter denken sie nichts. Nun, ich sehe: das Werk vergrößert sich, es kommen immer neue Bestellungen, neue Maschinen werden eingestellt. Ich sage mir: Das Ganze ist doch darauf eingerichtet, daß immer mehr Bestellungen kommen. Aber wenn die Bestellungen nun einmal aufhören? Sehen Sie, das ist keinem eingefallen, danach zu fragen. Aber ich, ich sah, wie alle Räder still standen, wie die Gebäude verfielen, und wie die Arbeiter arbeitslos und hungrig herumlungerten. Und wozu war denn dann die ganze Fabrik gewesen? Herr, da hat mich ein Grauen gepackt. Ich frage meinen Schwiegervater. ‚Der Weltmarkt dehnt sich aus', sagt der. ‚Jetzt wird China industrialisiert', sagt er. ‚Was dann?' frage ich. Er gibt keine Antwort.

Nun sehe ich doch, daß die Arbeiter ihre Gedanken haben. Die haben sie ja nicht von selber, die werden ihnen von unruhigen Schuften eingeblasen, die Herren werden wollen. Wenn es so weit ist, daß alles zusammenbricht, dann sagen die Schufte zu den Arbeitern: ‚Nun seid ihr die Herren.' Und dann wird auch das noch zerstört, was an sich bestehen bleiben könnte, und wir werden ausgerottet. Ja, dann werden alle Menschen ausgerottet, die eine gute Kinderstube gehabt haben.

Da habe ich mir denn gesagt: ‚Das erlebe ich wahrscheinlich noch, denn die Entwicklung geht mit unheimlicher Geschwindig-

keit vor sich. Und was habe ich von meinem jetzigen Leben, was hat mein Schwiegervater? Den ganzen Tag Rechnen und Sorgen in der Schreibstube, keinen Augenblick Ruhe, immer die Angst, überflügelt zu werden. Was haben wir denn von den großen Einnahmen? Vielleicht könnte ich sie genießen, wenn ich Zeit dazu hätte; ich glaube es ja nicht, daß ich sie genießen könnte, aber es wäre doch denkbar, wenn ich Zeit hätte. Aber ich habe ja die Zeit gar nicht dazu!' Na, ich habe mir gesagt: ‚Zur Arbeit ist der Mensch geschaffen, das Faulenzen bekommt ihm nicht. Weshalb soll ich da nicht hinter dem Pflug hergehen und die Sense schwingen, meine Ernte einfahren und den ganzen Tag in der Luft sein, und wenn dann der Zusammenbruch kommt: mir geschieht nichts, denn ich kann ja den Arbeitern sagen: ‚Ich bin einer von euch.' Dann verstehen sie, daß ich arbeite; jetzt verstehen sie das nicht, denn das andere halten sie ja nicht für Arbeit. Und so kann ich meine Familie durch das Unglück durchbringen, bis einmal die Zeiten wieder besser werden ...' Meine Frau ist ja nun gestorben, sie hat mich allein gelassen; nun habe ich nur dieses Töchterchen"; er sah das Kind zärtlich an; „ruhig bin ich und zuversichtlich. Mein alter Schwiegervater war bei mir; er hat gesagt: ‚Recht hast du, die Welt ist falsch eingerichtet, und wir werden zu Grunde gehen, und die Welt hat sich immer von unten her erneuert — vielleicht ist sie noch zu erneuern. Ich kann das nicht machen, was du gemacht hast, ich bin nun einmal ein Erfinder, ich bin kein einfacher Mensch, so muß ich meinem Schicksal entgegen gehen; aber du kannst machen, was du gemacht hast: nun gehe nur weiter auf deinem Weg.'"

Die Kleine blickte auf und sagte: „Ich möchte dem Herrn Leutnant meine Kaninchen zeigen." Sie nahm Karls Hand und machte eine Bewegung, ihn von seinem Sitz aufzuziehen. Der Baron lachte. „Da müssen wir nur mit in den Stall kommen", sagte er.

„Ja, wie soll ich eigentlich mein Leben auffassen“? fragte Karl.
Der Baron pfiff. „Das Gut Ihres Herrn Vaters hat keinen guten Boden und ist schwer zu bewirtschaften“, erwiderte er. „Ich glaube nicht, daß es Erträge bringt. Ich will Ihnen ja nicht Angst machen, aber Sie sehen ja selber . . .“
„Bis jetzt habe ich nichts gesehen, aber nun sehe ich plötzlich“, sagte Karl nachdenklich.
Der Baron warf ihm einen mitleidigen Blick zu. „In unsern Kreisen denkt man immer, das Leben ist noch, wie es früher war“, sagte er. „Je früher man aufwacht, desto besser ist es. Sie haben mir gefallen, deshalb sage ich Ihnen das alles. Grämen Sie sich nicht. Einem tüchtigen Kerl, der noch jung ist, der die Augen offen hält, steht immer noch die Welt offen. Ich will Ihnen ein Geheimnis verraten. Der weitaus größte Teil der Menschen ist dumm und lebt so gedankenlos hin, der wird so verbraucht vom Schicksal. Wer Verstand hat und ihn anwendet, der ist in einer guten Lage. Dem kann nichts geschehen.“
Die beiden Männer mit dem Kind standen in dem Kuhstall. Vier Kühe sahen sich um nach ihnen; sie waren sauber geputzt und sahen ruhig und gesund aus den Augen. „Gut gestriegelt ist halb gefüttert, heißt es bei uns in der Reiterei“, sagte der Baron. „Das Wort habe ich auf meinem Kleinbauernhof eingeführt. Der Kleinbauer ist dem Gutsbesitzer wirtschaftlich überlegen, er muß nur seine Sache verstehen.“ Er klopfte seine Kühe auf das Hinterteil, die Kühe brüllten zufrieden. In einer Ecke lehnte eine Mistgabel. Er ergriff sie und nahm ein Häufchen Mist auf, das die Kuh hatte fallen lassen, warf es auf einen Haufen und breitete die trockene Streu auf der Stelle wieder glatt. Er faßte die Gabel nur mit drei Fingern. Er zeigte seinem Besucher die Hand: „Die habe ich mir gebrochen bei meinem Sturz vom Pferd, und sie ist steif geblieben. Da war es mit

dem Reiteroffizier aus. Für den Bauern langt es noch, da ist so etwas nur ein kleiner Schönheitsfehler. Die Hand, die hat mich zur Besinnung gebracht. Ich bin auch so erzogen," sagte er „immer nur anordnen. Das weiß ja keiner, wie glücklich man ist, wenn man selber tut. Man ist ein ganz anderer Mensch, man ist kein Krüppel mehr, auch wenn man eine steife Hand hat." Er lachte. „Aber ich schwatze und schwatze, ich bin so in das Schwatzen hineingekommen" sagte er, „wie ein Geschäftsmann, der seine Ware anpreist. Sie müssen es verstehen, ich habe hier keinen Menschen, mit dem ich ein Wort reden kann, da wird man geschwätzig, wenn einmal einer kommt."

Vor den Kühen, unter den Barren war eine hölzerne Laufröhre für die Kaninchen befestigt. Neugierig blickten die Kaninchen aus den Löchern. Erika suchte eines zu haschen, aber es entkam ihr immer wieder in die Laufröhre. Endlich faßte sie eines an den Ohren, hob es auf, es strampelte noch etwas mit den Hinterläufen, dann reichte sie es dem Gast. „Das ist mein Bock", sagte sie, „er muß jetzt besonders eingesperrt werden, sonst gibt er keine Ruhe." Sie hielt Karl das Tier hin, das bewegungslos still war. Karl nahm die Ohren und wollte das Tier heben, um es näher zu betrachten, da machte es einen Schlenker, die Ohren glitten ihm aus der Hand, es fiel auf den Boden und hoppte eilig zu einem Eingang der Laufröhre und verschwand in diesem. Erika klatschte in die Hände, hüpfte lustig von einem Bein aufs andere und lachte über die Ungeschicklichkeit, Karl wurde dunkelrot. „Es will alles gelernt sein" sagte der Baron schmunzelnd, „selbst wie man ein Kaninchen hält." Die Kaninchen hielten sich jetzt alle still in der Röhre, vergebens suchte Erika sie an einen Ausgang zu locken.

Herr von Redeckern schrak plötzlich zusammen. Das Gespräch hatte ihn so mitgenommen, das viele Neue, das auf ihn einstürmte, hatte ihn so gefaßt, daß der Gedanke an die sterbende Mutter

ganz in den Hintergrund seines Denkens gedrängt war. Nun trat er plötzlich wieder hervor, es drängte ihn, schnell nach Hause zu kommen; so verabschiedete er sich von dem Baron; Erika hängte sich an seinen Arm und erklärte, sie wolle ihn noch eine Strecke begleiten. Er ging mit ihr, der Vater blieb auf dem Hof zurück und sah den beiden lange nach, bis sie in den Wald traten.

Es war inzwischen Abend geworden. Die Leute kamen vom Felde zurück, auf dem Hof stand eine Reihe Wirtschaftswagen ordentlich nebeneinander, in den Ställen brüllte das Vieh, es kräuselte sich Dampf von den Schornsteinen in die Luft, alles war so friedlich, so heiter, daß es ihm schwer auf das Herz fiel. Er ging die Treppe hoch, da kam ihm der Vater entgegen. „Sie schläft", sagte er, „komm mit zum Essen."

Das Essen war in dem Eßzimmer angerichtet, das ihm vertraut war. Nun saß er dem Vater allein gegenüber, der Sitz der Mutter war leer. Er sah, wie der Vater auf den leeren Sitz blickte; er schluchzte, und auch Karl kamen die Tränen in die Augen.

Da mußte er plötzlich an das weibliche Geschöpf mit dem Bankert denken, und er sah die Gesichtszüge seines Vaters plötzlich anders, als sonst. Er dachte an das, was die Mutter ihm gesagt, und was sie nur angedeutet hatte, und alles kindliche Gefühl, das er bis nun gegen seinen Vater gehegt hatte, war verschwunden. Etwas wie Verachtung überkam ihn. Aber dann dachte er an sein Erlebnis mit Eva, und er dachte: „Bin ich denn ein Sohn meines Vaters?" Da war es ihm, als müsse er laut herausschreien: „Nein, nein, ich will von meinem Vater nichts wissen, ich bin ein andrer Mensch wie er." Er unterdrückte den Schrei und sah in das schlaffe Gesicht mit den hängenden Backen und unruhigen Augen. „Ach, was ist das, was ist das!" dachte es in ihm. „Meine Mutter ist eine Heilige", rief er aus, da sah er, wie sich in seines Vaters Gesicht zwei Tränen zu den Tränensäcken

hinzogen. „Ist das denn der Mensch?“ dachte er; „ist das denn das Leben? Und ich selber war mit Eva zusammen, indessen meine Mutter hier im Sterben liegt, und ich habe das gewußt!“
Er hatte sich mechanisch auf seinen Teller genommen, nun saß er vor dem vollen Teller, er konnte nicht essen. Der Vater aß, an seiner Nasenspitze hing eine Träne. „Iß, iß“, sagte er, „wer weiß, was diese Nacht noch geschieht, da mußt du dich gestärkt haben.“ „Ist das denn der Mensch?“ dachte Karl. „Ist das denn das Leben? Das ist doch mein Vater, der dort sitzt.“ Er schob den Teller zurück und stand auf. „Ich kann nicht essen“, sagte er gepreßt; und es war ihm klar, daß er zu seinem Vater nicht sprechen konnte.
Eine Dienstmagd stürzte heulend ins Zimmer. „Die Frau stirbt“, rief sie. Der Herr starrte sie entsetzt an, die Gabel mit einem angespießten Stück Fleisch zitterte in seiner Hand. Dann führte er sie noch mechanisch zum Mund, dann erhob er sich ungeschickt. Karl war schon aus dem Zimmer gelaufen, die Treppe hinauf, in das Sterbezimmer, nun kniete er schluchzend am Bett. Die Mutter hatte ihm schwach die Hand auf das Haupt gelegt, schwerfällig trat der Vater in die Tür. Leise und stockend sprach die Mutter: „Der Herr segne dich und behüte dich. Der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig. Der Herr erhebe sein Angesicht auf dich und gebe dir Frieden.“ Dann schwieg sie, sie ließ die Hand auf seinem Haupt ruhen. Sie schwieg lange, und Karl kniete lange in der gleichen Lage. Endlich trat der Vater hinzu. Er sagte: „Sie ist verschieden.“ Er drückte ihr die Augen zu. Karl verstand ihn nicht.
Karl vermied es, mit seinem Vater allein zu sein, und es war, als ob der Vater das merkte und darauf einging. Der Pfarrer kam und sprach mit den beiden getrennt, der Tischler kam, dann wurde der Sarg gebracht, und die Tote wurde im Sterbezimmer in den Sarg gelegt. Lichter brannten zur Seite. Blumen und

Kränze waren da, das Gesicht der Toten leuchtete blaßgelblich, ein gütiges Lächeln war um den streng geschlossenen Mund. Der Deckel wurde auf den Sarg gehoben, Karl wollte schreien und das verhindern, aber er sagte sich, daß das nötig war. Er ging zu dem Baron Berndorf. Der führte ihn in die Stube, Erika hatte sich scheu versteckt. In der Stube barg Karl seinen Kopf in den Händen über der Tischplatte und weinte. Berndorf trat zu ihm und legte die Hand auf seinen Kopf. Er sagte: „Weinen Sie sich aus, ich bin im Zimmer, Sie müssen sich ausweinen. Ich habe meine Frau verloren, sie war die Mutter meines Kindes; ich weiß, wie das ist, und Sie sind ein junger Mann." Lange saß Karl vor dem Tisch und weinte, Berndorf saß in einer Ecke und sah still vor sich hin. Endlich stand Karl auf, er trocknete sich die Tränen ab und ging zu Berndorf; er schüttelte ihm die Hand und sagte „Danke"; dann ging er wieder aus dem Haus.

Am Tag nach der Beerdigung fuhr Karl zur Bahn. Der Vater begleitete ihn. Beim Abschied sagte er: „Die Mutter hat immer dafür gesorgt, daß du dein Geld pünktlich bekamst. Ich werde jetzt dafür sorgen. Du kannst dich darauf verlassen." Karl wußte, daß er das Geld nicht pünktlich bekommen würde; aber er machte sich nicht klar, was das für Folgen haben konnte, das war nur ein Gedanke, der ihm so vorüberzog.

Auf seiner Stube fand er einen Brief von Eva vor. Er enthielt Liebesbeteuerungen, die ihm falsch erschienen. „Bin ich denn ein anderer Mensch, als sie?" fragte er sich. „Sie hat doch nicht gelogen! Sie kann ja gar nicht lügen!" Sie nahm Abschied von ihm. Sie schrieb, daß sie ein Angebot bekommen habe, sie sei schon abgereist, sie gehe nach Riga. Sie werde immer an ihn denken, aber er werde sie nicht wiedersehen. „Was ist das, sie wird immer an mich denken, aber ich werde sie nicht wiedersehen?" fragte er sich. „Sind wir denn nicht ein Wesen, sind

wir denn nicht auf ewig verbunden? Und nun schreibt sie, sie wird immer an mich denken, aber ich werde sie nicht wiedersehen. — Sind das denn die Menschen, ist das denn die Welt? Und was bin ich denn?"

Er ging zu seinem russischen Lehrer. Da ging er wieder die Friedrichstraße hoch und bog in die Linienstraße ein, und ging auf den Steinplatten, auf denen er Eva erwartet hatte, mit Eva gegangen war. Die Straße sah grau aus, die Menschen eilten mißmutig und gleichgültig ihren Weg; es war, als ob früher Sonne am Himmel gewesen war. Er ging die ausgetretenen Treppen hoch; sie waren schmutzig, und es roch übel im Treppenhaus. Es roch nach Kohl, es roch nach Klosett. Er klingelte, und die Wirtin öffnete mürrisch, begleitete ihn zur Tür des Studenten, klopfte, steckte den Kopf durch die Spalte und rief hinein in das Zimmer: „Der Herr Leutnant ist wieder da." Der Russe erhob sich von seinem Schreibtisch, fuhr sich durch das wirre Haar, begrüßte zerstreut Karl, lud ihn zum Sitzen ein — die Luft im Zimmer war vermufft; wie häßlich war das alles, wie unordentlich und unsauber! Er machte schnell mit dem Russen ab, wann er wieder zur ersten Stunde kommen wollte, dann schwiegen beide; er dachte, daß der Student vielleicht etwas von Eva sagen würde, aber er sagte nichts. Da stand er auf, verabschiedete sich und ging aus dem Zimmer. Im stickigen Flur sah er sich noch einmal um; da sah er schräg auf die Tür, die in Evas Zimmer führte. Dort wohnte nun wohl schon ein anderer Mieter. Er biß sich auf die Lippe, öffnete die Flurtür und ging. Als er aus dem Flur auf die übelriechende Treppe kam, da war ihm, als komme er in bessere Luft.

Er ging die Friedrichstraße hinab, bis er an das Haus des Musiklehrers kam. Er stieg die Treppen hoch, stand vor der Flurtür und zögerte einen Augenblick, dann klingelte er. Der alte Mann öffnete. Er musterte das Gesicht Karls, er erkannte

ihn nicht wieder. Er begleitete ihn in sein Zimmer, entschuldigte die Unordnung, dann fragte er: „Womit kann ich dienen?“ „Kennen Sie mich denn nicht mehr?“ rief Karl schmerzlich. „Ich war doch mit Fräulein Lenz bei Ihnen!“ Wie er sagte „Fräulein Lenz“, da mußte er schlucken. Das Gesicht des Alten erhellte sich. „Ach ja, Evchen!“ sagte er glücklich. „Ja, die hat nun eine Stellung. Ganz plötzlich ist das gekommen. Ich hätte sie ja gern noch behalten, ihr noch die Festigkeit gegeben, aber das ging nun nicht, es ist ja doch ein Glück für sie, daß sie so anfangen kann. Nun muß sie selber sehen. Eine gute Grundlage hat sie ja bei mir gehabt. Also Sie interessieren sich noch für sie. Sehr viel Ehre für sie. Ich werde ihr schreiben, daß Sie mich besucht haben, das wird sie freuen. Ich darf es nicht vergessen. Ja, bei mir ist alles beim alten, ich habe noch keine Schülerin wieder für sie; nun habe ich nur noch eine Schülerin, und die geht auch bald fort. Das ist nun so. Die Jugend wächst heran und läßt das Alter allein.“

So sprach der alte Mann geschäftig und eifrig. Es schnürte Karl die Kehle zu; das war alles so gleichgültig. Das war nun ein Mensch, wie andere auch, und er war ihm doch damals so vorgekommen, wie aus einer andern Welt, einer höheren Welt. Er erhob sich von seinem Stuhl, er verabschiedete sich. Der Alte drückte ihm die Hand, er dankte für den Besuch. „Wofür dankt er denn?“ dachte Karl.

Es war ihm, als müsse er einen Menschen haben, der ihm einen Rat geben könne. Er wußte ja nicht, worin der raten sollte. Aber er dachte „einen Rat.“ Ja, die Mutter hatte wohl gemerkt, daß etwas geschehen war, sie hatte so eine Andeutung gemacht, und da war ihm gewesen, als müsse er alles erzählen. Aber er hatte es doch nicht über sich bringen können, zu erzählen. Sie hatte weiß im Bett gelegen, sie war ihm schon fremd gewesen, sie war schon nicht mehr von dieser Welt. Sonst hätte sie viel-

leicht auch gefragt. Und da kamen ihm die Tränen, ein tiefes Mitleiden mit sich selbst übermannte ihn, und es wurde ihm deutlich, daß er nun ganz allein in der Welt stand. Er dachte an den Baron Berndorf. Aber der hatte so unbarmherzige Augen. Der hatte zu viel durchgemacht und hatte das alles getragen, der war kein Kindermädchen. „Ja, ein Kind bin ich", sagte er halblaut vor sich hin. „So, wie Eva müßte ich sein. Ich kann ihr doch keinen Vorwurf machen. Aber etwas fehlt. Auch Berndorf fehlt etwas. Ach, wenn meine Mutter noch lebte!"
Er sah nach der Uhr. Es war noch Zeit, zum Obersten zu gehen. Dem konnte er alles erzählen. Ja, dem konnte er erzählen. Er gab sich einen Ruck. Er war Offizier. Er hatte seinen Vorgesetzten, der ihm befehlen konnte. Alle Unsicherheit war verschwunden.
Nun saß er in dem Zimmer des Obersten. Der war ein Mann mit grauem Schnurrbart, grauen Augen, die gleichzeitig scharf und gut blickten. Er saß auf einem Sessel, der mit rotem Plüsch bezogen war, an der Wand hing ein Bild des Kaisers.
Karl erzählte alles. Er zwang sich, alles zu erzählen.
Der Oberst sagte: „Sie haben sich vergangen, indem Sie den Urlaub für andere Zwecke benützt haben. Ich müßte Sie dafür bestrafen. Vor hundert Jahren hätten Sie auch die verdiente Strafe bekommen. Aber die Menschen sind heute zu weich, die Strafe würde auf sie heute schädlich wirken und würde sie nicht erziehen. Deshalb bestrafe ich Sie nicht und betrachte Ihr Geständnis als nicht dem Dienst unterliegend und nur persönlich. Aber machen Sie sich klar: Mit dem Dienst läßt sich nicht spaßen. Verdient haben Sie die Strafe, und ich nehme es auf meine persönliche Verantwortung, daß ich Sie Ihnen nicht zuerteile."
Karl beugte den Kopf. „Ich bin Herrn Obersten dankbar", sagte er. „Von dem Standpunkt hatte ich meine Handlungen noch nicht betrachtet. Aber es ist der einzig richtige."

„Das freut mich, daß Sie das einsehen", erwiderte der Oberst, „und es bestätigt mich in meinem Glauben, daß ich Ihnen gegenüber richtig handle. Ich betone, daß ich die größere Weichheit der Menschen von heute nicht für einen Nachteil halte. Sie braucht der Pflichterfüllung nicht zu schaden und kann sie menschlicher machen. Und menschlich will ich nun mit Ihnen sprechen, nachdem ich als Vorgesetzter gesprochen habe."

Karl verbeugte sich stumm. Der Oberst fuhr fort: „Es bedrückt Sie, daß Sie das Erlebnis mit dem Mädchen gehabt haben, während Ihre Mutter im Sterben lag. Aber Sie wußten nicht, daß die Erkrankung Ihrer Mutter so schwer war, Sie machten sich überhaupt Ihre Handlungsweise nicht klar. Das zweite würde keine Entschuldigung sein, wenn Sie ein oder zwei Jahre älter wären. In Ihrem Alter und bei Ihrem jugendlichen Wesen ist es eine Entschuldigung. Sie haben ein Unrecht begangen durch Gedankenlosigkeit. Aber Sie sind durch das Unrecht klug geworden, und das war für Sie nötig. Ohne Schuld geht kein Mensch durch das Leben; die Schuld ist nötig. Bei der sittlichen Beurteilung muß man bedenken, wie der Mensch die Schuld benutzt. Sie haben sie gut benutzt. Ich bin eine Art Beichtvater für Sie. Von der Schuld gegen Ihre Mutter spreche ich Sie frei.

Nun kommt das Verhalten gegen das Mädchen.

In Ihren Jahren macht sich der Naturtrieb geltend. Gott hat den Menschen geschaffen, wie er ist, er hat ihn auch mit dem Naturtrieb geschaffen. Der Mensch muß leben mit den Gaben, welche er von Gott bekommen hat, er muß die Gaben nach seiner jedesmal wechselnden Lage sittlich anwenden. In den höheren Ständen können die Menschen nicht so früh heiraten, wie die Natur sie treibt, sie müssen den Naturtrieb zügeln. Das ist eine schwere Aufgabe, an der mancher scheitert. Das Mädchen lebt in Verhältnissen, die anders sind, als Ihre. Sie hat

Sie lieb, sie hat ihrem Gefühl nachgegeben, da hat sie natürlich gehandelt. Dann hat sie sich Ihnen entzogen, statt falsche Ansprüche an Sie zu stellen und Sie in Gefahr zu bringen, Ihr Leben zu zerstören. Da hat sie sittlich gehandelt. Ich achte das Mädchen. Betrachten Sie Ihr Erlebnis als ein jugendliches Glück, das Sie unvermutet getroffen hat, machen Sie dem Mädchen keine Vorwürfe bei sich, daß sie sich Ihnen entzogen hat, sie hat gut gegen Sie gehandelt, das verstehen Sie noch nicht; das Mädchen ist da reifer, als Sie. Nach einigen Monaten werden Sie die Enttäuschung überwunden haben, dann werden Sie beginnen, Dankbarkeit zu fühlen. Sie sind ein Mensch von höherer Art. Vielleicht wird Ihr jugendliches Glück Sie vor Unsauberkeit behüten, und nach Jahren werden Sie dem Mädchen ohne Groll die Hand reichen können, und eine neue Liebe zu ihr wird sein, die auf Sittlichkeit ruht und eine andere Liebe nicht stören muß, die Sie dann vielleicht rechtmäßig haben können."

Der Oberst stand auf und reichte Karl die Hand. Er sagte: „Nochmals, das Mädchen hat gut gegen Sie gehandelt. Verdienen Sie das durch Ihr künftiges Leben. Hüten Sie sich vor Leichtfertigkeit gegen das weibliche Geschlecht, denken Sie immer an das gute Kind; aber hüten Sie sich auch vor Kleinlichkeit."

Karl wollte dem väterlichen Mann die Hand küssen. Aber der verhinderte das; und so verabschiedete sich Karl stumm von ihm.

Drittes Hauptstück

Als Karl in seine Stube heimkehrte, da fand er auf seinem Schreibtisch einen Brief liegen. Die Anschrift war von fremder Hand, von einer Frauenhand, und er war in Berlin aufgegeben. Zögernd wog er ihn in der Hand, ehe er ihn aufbrach.

Er war von einer ihm unbekannten Frau. Die schrieb, daß sie eine Jugendfreundin seiner Mutter sei; sie habe die Todesanzeige zufällig in der Kreuzzeitung gelesen, sie habe an seinen Vater geschrieben und von dem seine Anschrift erfahren, und nun schreibe sie ihm. Jahrelang habe sie nichts von seiner Mutter gehört, wie denn das Leben die Menschen trenne, sie selber sei Witwe, ihr Mann sei Professor der Kunstgeschichte gewesen und schon seit längerer Zeit verstorben, und nun lebe sie mit ihrem einzigen Kind, einer Tochter, dem Andenken des Abgeschiedenen, indem sie ihr Herz offen halte für alle geistigen Bestrebungen der Neuzeit. Sie schrieb, daß nun das Mutterherz für ihn nicht mehr schlage, und daß sie seine Einsamkeit nachfühle, und wenn er zu verlassen sei, so möge er sie besuchen, wo er immer eine warme Stelle im Andenken an die herrliche Verstorbene finden werde.

Der Brief kam Karl fremdartig vor, er konnte sich auch nicht erinnern, daß seine Mutter jemals von der Jugendfreundin erzählt hatte, die auch ihren Mädchennamen angab. Aber die Mutter hatte überhaupt wenig erzählt, und der Ton des Briefes war doch so freundlich, daß es ihm warm ums Herz wurde. Die Dame wohnte in einer vornehmen Straße des Westens; er machte sich auf, um ihr einen Besuch zu machen.

Die Straße war still und wenig begangen. Es standen da Villen zurückgezogen in Gärten; schon hatte das neue großstädtische Leben eingegriffen, zwischen den Villen standen bereits drei große

Mietshäuser mit kalten Giebelwänden, welche darauf warteten, daß sich andere Mietshäuser ihnen anschließen sollten.
Karl ging durch einen Garten mit alten Bäumen zum Eingang der Villa. Eine Dienerin in schwarzem Kleid, im weißen Häupchen auf dem Kopf, öffnete auf sein Klingeln, er sagte seinen Namen und sie meldete ihn an; die Tür des Wohnzimmers öffnete sich, und die Frau des Hauses kam mit vorgestreckten Händen, begrüßte den Gast herzlich und zog ihn in das Zimmer. Sie setzte sich auf das Sofa, er mußte sich auf einen Stuhl vor ihr setzen, und nun sagte sie: „Erzählen Sie, Sie müssen mir viel erzählen. Sie sehen ganz aus wie Ihre Mutter. Ich hätte Sie auf der Straße erkannt. Ich komme fast nie auf die Straße. Berlin ist mir zu geräuschvoll. Ich lebe ganz allein mit meiner Tochter, die Sie auch noch sehen werden, in meinem Häuschen hier, da besuchen mich ein paar Leute, das ist unsere ganze Beziehung zur Außenwelt.“ Sie faßte seine Hand. „Aber Sie müssen mir erzählen. Wie lange sind Sie schon in Berlin? Jeden Donnerstag sieben Uhr kommen unsere Freunde, Sie müssen auch kommen, es ist auch Jugend da. Woran ist Ihre Mutter gestorben? Ja, sie hat wohl ein arbeitsreiches Leben gehabt, wir Städter wissen nicht, wie schwer die Leute auf dem Lande leben.“
Die Dame schien Karl viel älter zu sein, wie seine verstorbene Mutter gewesen war. Sie trug ein schwarzes, seidenes Kleid, von einer leichten, dünnen Seide, sie hatte ein beständig lächelndes Gesicht und bewegte sich unruhig und erregt. Er war verlegen und wußte nicht recht, was er sagen sollte. Ja, das war nun Frau Geheimrat Jannings. Auf einem Schrank stand eine Bronzebüste, das war der verstorbene Gatte. Karls Blick fiel einige Male auf die Büste, die Dame merkte es und sagte erklärend: „Sie ist von Hildebrand; sie ist aus den letzten Lebensjahren meines Mannes. Man sieht schon die Spuren seines

Leidens im Gesicht.“ Sie sagte nicht, welcher Art das Leiden gewesen war, sie nahm wohl an, daß der Besucher das wußte.
Die Tür öffnete sich, und ein junges Mädchen, ungefähr im Alter Karls, trat ein. Sie wurde rot, als sie den jungen Mann sah, der sich ungeschickt erhob. Die Geheimrätin stellte ihn vor; die Eingetretene war ihre Tochter. „Nun, was hat der Mann gesagt? Kann er das Bild wieder in Ordnung bringen?“ fragte die Mutter. Die Tochter sagte: „Er meint, es ist nur eine Kleinigkeit, morgen schickt er es wieder.“ Die Mutter wendete sich an Karl. „Es handelt sich um eine Originalradierung von Ostade, die mein Mann hatte einrahmen lassen. Mein Mann liebte das Bildchen so. Gestern hat das Mädchen beim Staubwischen das Bild auf die Erde geworfen, das Glas war zersplittert, und der feine Mahagonirahmen war beschädigt. Ich wollte gern, daß das Rähmchen erhalten blieb, weil es mein Mann noch ausgesucht hatte, Sie wissen ja, da kommt es auf den Millimeter an, und das kann man den Geschäftsleuten nicht überlassen. Aber nun ist es gut.“ Sie erklärte Karl ihrer Tochter: „Das ist der Sohn meiner Jugendfreundin, die vor kurzem gestorben ist, er ist hier in Berlin und wird uns öfters besuchen.“ Sie fragte Karl unvermittelt: „Spielen Sie Tennis? Wir haben einen Platz hinten in unserm Gärtchen.“ Karl antwortete verlegen: „Ich habe noch nicht gespielt.“ „Ach, es ist ganz leicht zu lernen“, sagte das junge Mädchen, „ich spiele auch nicht gut, gut spielt eigentlich niemand bei uns.“
So plätscherte das Gespräch nun hin. Die Tochter hatte Malunterricht. Die Mutter nannte sie Marie. Sie war ein schönes Mädchen, schlank wie eine Gerte, mit durchscheinend hellroter Gesichtsfarbe, dunkelblauen Augen und blondem Haar. Sie erzählte von ihren Malstunden. „Der Lehrer tut mir leid, er ist ein feiner Künstler. Ich habe ein Bildchen von ihm gesehen auf der letzten Ausstellung, ein Berliner Straßenbild: November-

abend, Regen und Wind, eine Gaslaterne, und ein junges Mädchen mit Regenschirm, die gegen den Regen ankämpft — das war, wie ein alter Holländer malt. Und so ein Mann muß nun unser talentloses Geschmier korrigieren! Er tut mir leid. Er fährt sich immer ratlos durch die Haare, die stehen ihm schon ganz strubbelig."

Karl lachte. „Das erinnert mich an meinen russischen Lehrer", sagte er, „der macht immer dieselbe Bewegung. Ich habe gar kein Talent für das Russische. Aber ich will es lernen, und da muß er es mir beibringen."

„Ich will das Malen ja gar nicht lernen, ich habe auch kein Talent dazu", sagte Marie lachend.

Die Mutter machte ein ernsthaftes Gesicht. Sie sagte: „Danach werden die jungen Mädchen nicht gefragt, was sie wollen. Wir müssen alle tun, was nötig ist." Marie seufzte und sagte: „Das sehe ich ja ein, aber schöner wäre es doch, wenn es anders wäre. Herr Gott, wie schön könnte das Leben sein!"

Karl sah das Mädchen aufmerksam an. Sie errötete. Aber er erinnerte sich, daß er nun schon die angemessene Zeit dageblieben war. Er stand auf, sprach noch ein paar Worte und empfahl sich.

Als Karl nach Hause ging, da war ihm sonderbar zumute. Die Frau Geheimrat Jannings war nun eine Jugendfreundin seiner Mutter gewesen und war so sehr freundlich gegen ihn, und er war sich bewußt, daß er stocksteif gewesen war. Fräulein Marie war so offen und herzlich, beinahe geschwisterlich. Er fragte sich: „Vielleicht habe ich schlechte Manieren?" Nun war er doch mit solcher Güte aufgenommen, er war doch den Damen wildfremd. Er mußte doch dankbar sein. Aber die Damen waren ihm fremd, und er war verlegen, wenn er an sie dachte. „Ja, das sind schlechte Manieren", dachte er. „Du bist befangen. Wie unbefangen war das junge Mädchen! Eigentlich müßtest du dich nicht wundern,

wenn sie jetzt über dich lachten. Aber das tun sie natürlich nicht, dafür sind sie zu anständig. Was ist das nun! Bei dem Baron Berndorf fühltest du dich doch ganz frei, das war, als wenn du zu Hause wärst, und der war dir doch auch ganz fremd!"
Er grübelte tagelang über den Besuch. Nun hatte er doch Bekannte, aber er mochte niemanden fragen, er hätte ja auch gar nicht recht erzählen können, was eigentlich vorlag.
Gegen Ende der Woche bekam er eine Einladung zum Abendessen. „Ja, das ist also nun Verkehr", sagte er sich. „Man wird in Familien bekannt und dann verkehrt man in ihnen. Das ist mir nun noch neu, ich muß mich erst daran gewöhnen. Das ist auch notwendig, daß ich in Familien verkehre. Ich habe schlechte Manieren."
Es war regnerisches Wetter, er mußte einen Wagen nehmen. Der Wagen kostete, dann kam noch das Trinkgeld, das waren schon Ausgaben. Sein Vater hatte den fälligen Zuschuß noch nicht geschickt, aber er hatte sparsam gelebt, und so hatte er noch Geld. „Ja, was wird nun, wenn mein Vater so unregelmäßig schickt, oder vielleicht überhaupt nicht?" dachte er sich. Nun, er fuhr, der Wagen hielt vor dem Hause, er stieg aus, bezahlte und trat ein.
Ein Diener in Livree öffnete das Haus, ein anderer Diener half ihm, die Sachen abzulegen. Dann wurde die Tür zum Empfangszimmer geöffnet, und er trat ein. Es waren schon einige Personen anwesend, er ging auf die Dame des Hauses zu, die löste sich aus einer Gruppe, begrüßte ihn herzlich, stellte ihn vor, er begrüßte sich mit der Tochter. Das war ihm vor Verlegenheit alles wie im Traum.
Ein älterer Herr verwickelte ihn in ein Gespräch, er erzählte ihm, daß er vor langen Jahren als Einjähriger bei einem Regiment gedient hatte, und bei der Gelegenheit sprach er davon, wie einfach damals das Leben gewesen war. Karl kam es gar

nicht so einfach vor nach dem Bericht. Inzwischen kamen neue Gäste an, und der alte Herr brach das Gespräch ab und wendete sich anderswohin. Karl stand allein und hatte das Gefühl, daß er nun seinerseits einen Gesprächsanschluß finden mußte. Er trat zu zwei Herren, die sich über die neusten Museumserwerbungen unterhielten. Sie versuchten ihn in das Gespräch zu ziehen, aber er mußte erklären, daß er von den neusten Erwerbungen nichts wisse. Da trat Marie auf ihn zu und sagte: „Ich sehe, daß Sie ganz allein sind. Sie sind noch nicht eingelebt in Berlin, Sie fühlen sich noch fremd. Der alte Herr war ein Ministerialdirektor, ein wichtiger Mann, von dem viel abhängt. Die beiden andern Herrn sind Kunsthistoriker, einer ist eine Berühmtheit. Mir sind sie alle gänzlich gleichgültig. Zum Essen führen Sie mich nachher, ich bin Ihre Dame. Es ist eine sehr gute Gesellschaft, trotzdem Mutter allein ist und kein Hausherr mehr da ist. Aber es gibt immer sehr gutes Essen bei uns. Jetzt will ich Sie einmal zu jungen Leuten führen, mit denen Sie sprechen können. Sie müssen die Leute kennen lernen, das kann nützlich für Sie sein."

Sie mischte sich in ein Gespräch von zwei jüngern Herrn, der eine war ein Legationssekretär, der andere ein Regierungsassessor. Die beiden sprachen über den Unterschied zwischen Kempinski und Borchardt. Es war gar kein Zweifel, daß Borchardt der Vornehmere war. Aber Kempinski war ein neuer Typ, er hatte seine Zeit verstanden, er vertrat die Demokratisierung des Essens. Karl wurde um seine Meinung gefragt, aber er hatte weder etwas von Kempinski gehört noch von Borchardt. Der Legationssekretär sagte: „Demokratisierung, das ist der Ausdruck. Sehen Sie, der Gervais in seiner Schachtel, das ist doch eine geistige Leistung, an der haben die Jahrhunderte gearbeitet. Der Umfang, die Dicke der Schachtel sind gerade so, daß das Aroma zu seiner höchsten Entwicklung kommt. Was macht Kempinski?

Er sagt: ‚Der Gervais für den Minderbemittelten.' Er läßt ihn in Sechstelschachteln herstellen. Natürlich vertrocknet da der Käse. Das Aroma ist hin. Aber auf der Speisekarte steht: Gervais. Und es ist tatsächlich echter Gervais. Man kann gar nichts dagegen sagen."

Marie sagte zu Karl: „Wir wollen uns anderswo umsehen. Vielleicht stoßen wir auf ein Gespräch über Wilhelm Meister. Da können Sie auch einmal etwas sagen."

Die beiden gingen weiter. Sie stießen auf eine Dame, die mit ausgebreiteten Händen auf Marie zukam und sie herzlich begrüßte mit fremdem Wortklang. Die beiden Damen sprachen anscheinend freundlich ein paar Worte zusammen, sie zogen auch Karl ins Gespräch, dann trennte sich die Dame von den beiden, rauschend und fächerschlagend. „Eine angebliche Baronin Torresanto, eine Spanierin, die nach England geheiratet hat und nun in Berlin lebt. Meine Mutter hat so eine Menagerie. Mir kommt sie ja nicht so ganz geheuer vor, aber meine Mutter merkt nie etwas, die ist das reine Kind", flüsterte Marie.

Indem wurde zum Essen gerufen. Die Paare gruppierten sich, Karl bot Marie den Arm, man ging in das Eßzimmer und setzte sich.

Die Baronin Torresanto saß neben dem Ministerialdirektor den beiden gegenüber. Karl fiel ein eigentümlich spähender Blick auf, mit dem sie ihn einmal kurz musterte. Der Ministerialdirektor erzählte von einer Reise, die er einmal vor Jahren in Spanien gemacht hatte; er sprach sich sehr liebenswürdig über das spanische Volk aus und bedauerte, daß er es nicht näher habe kennen lernen, da er nur sehr schlecht spanisch spreche; die Baronin erwiderte, nach den paar Worten zu urteilen, die sie von ihm gehört habe, spreche er ausgezeichnet; der Ministerialdirektor machte eine abwehrende Handbewegung und fragte die Baronin nach dem jüngeren Kunsthistoriker; daraufhin sprachen die bei-

den so leise, daß man sie gegenüber nicht verstehen konnte. Marie fragte Karl, wie lange er in der Kadettenanstalt gewesen sei, ob er schon Bekanntschaften in Berlin gemacht habe. Es fiel Karl auf, daß sie so vertraut mit ihm sprach, als ob sie ihn schon lange kenne, daß sie sich immer mit ihm gleichstellte und so sprach, als nehme sie an, er habe dieselben Urteile wie sie. „Nun hört man jeden Abend dieselben Gespräche" sagte sie, „und sagt selber immer dieselben Worte. Das gilt nun als das Leben. Sehen Sie, da hängen nun die Leuchter von der Decke und die Diener servieren, und es gibt Putenbraten, Rehrücken und Forellen, und die Herren sitzen in Frack und weißer Hemdbrust, Sie sind der einzige in Uniform, aber oft sitzen auch mehr Herrn in Uniform, und die Menschen alle müssen doch irgend etwas denken, sollte man meinen ...", sie fragte plötzlich: „oder glauben Sie, daß sie sich gar nichts denken?"

Karl war betroffen. Das waren nun würdige Herren und feine Damen, er hatte gedacht, daß sie alle sehr wichtige Gedanken hatten, und so war ihm die Frage gänzlich unerwartet. Seine Nachbarin sah ihn belustigt schräg von der Seite an. „Sie nehmen noch alles für bare Münze. Aber nun müssen Sie auch ein paar Worte mit Ihrer Nachbarin zur Linken wechseln. Sie ist neu in die Tiergartenstraße gezogen, die Witwe eines Obersten, der in einer kleinen Garnison in Schlesien gestanden hat, ich glaube, sie ist etwas reichlich naiv. Fragen Sie, wie sie sich in ihrer neuen Wohnung gefällt."

Karl wendete sich zur Linken; da saß eine Dame mit mütterlichem Busen und gutmütig harmlosem Gesichtsausdruck. „Ich höre, daß gnädige Frau vor kurzem in diese Stadtgegend gezogen sind", sagte er. „Darf ich fragen, wie es Ihnen hier gefällt? Ich bin selber erst seit kurzem in Berlin und weiß noch wenig Bescheid."

Die Dame wendete runde, erstaunte Augen auf Karl. „Ja, man

muß sich erst gewöhnen", sagte sie. „Ich habe den größten Teil meines Lebens in einer kleinen Stadt in Schlesien zugebracht, da ist einem denn vieles fremdartig. Aber man gewöhnt sich schon ein. Haben Sie Geschwister?" Karl verneinte. „Ich habe ja nun drei Söhne, in Ihrem Alter, die leben jetzt getrennt von mir, daran muß ich mich auch gewöhnen. Ich war ja eigentlich nach Berlin gezogen, um mit ihnen zusammen zu sein. Aber eine Mutter muß ja eben einmal ihre Söhne von sich lassen. Der älteste ist jetzt Regierungsreferendar, er will sich verloben. Ja, mit den Kindern hat man seine Sorgen."

Karl fühlte sich zu der alten Dame hingezogen, er wollte ihr etwas Herzliches erwidern. Da hörte er, wie Marie zu ihm sprach. Sie sagte: „Der Herr mit dem großen Schnurrbart, der Ihnen gegenüber sitzt, hat das größte Fernrohr der Welt gebaut. Ich weiß ja nicht, was das für eine Leistung ist, ich glaube auch, niemand von den Gästen weiß es, Mutter am wenigsten, aber ich bewundere sie. Der würdige Herr in weißem Vollbart an der Ecke hat das Lessingdenkmal in Kamenz geschaffen, ich nehme an, wie so Denkmäler sind. Was würden die Leute sagen, wenn plötzlich ein Kanalarbeiter in das Zimmer träte, sich mit an den Tisch setzte und einen großen Käse äße?"

Karl wurde das Gespräch seiner Dame unbehaglich. Er sagte: „Jeder menschliche Zustand hat doch seine Form. Was soll werden, wenn die nun aufgelöst wird?"

„Ach gehen Sie", sagte Marie. „Das ist ja nicht Ihre wahre Meinung. Sie passen sich schon an, Sie sagen auch schon lauter Allgemeinheiten."

„Sie sind unglücklich. Sie haben keine Pflichten und Aufgaben, und haben zu viel Verstand, und so durchschauen Sie die Unwahrheiten, welche die Menschen sich notgedrungen vormachen", sagte Karl. Marie stutzte. „Sie haben recht", er-

widerte sie. „Sie verstehen mich. Das habe ich gleich geahnt, als ich Sie das erstemal sah, daß Sie mich verstehen würden. Kennen Sie die Verse der ‚Pandora‘:

Zu freieren Lüften hinaus, nur hinaus!
Wie drängen mich Mauern! Wie ängstet das Haus!
Wie sollen mir Felle des Lagers genügen?
Gelång es, ein Feuer in Träume zu wiegen?
Nicht Ruhe, nicht Rast
Den Liebenden faßt.
Was hilft es, und neigt das Haupt auch sich nieder
Und sinken ohnmächtig ermüdete Glieder;
Das Herz, es ist munter, es regt sich, es wacht,
Es lebt den lebendigsten Tag in der Nacht!“

„Ja“, erwiderte Karl. „Ich kenne auch die Antwort des Epimetheus auf die Verse des Phileros:

Daß du ins Unglück renneſt, fürcht' ich nur zu sehr.“

Marie lachte. Sie erwiderte:

„Willkommen als Sinn soll der Wahnsinn mir sein.
Vom Wahnsinn zum Sinn, welch glücklicher Schritt!
Vom Sinne zum Wahnsinn! Wer litt, was ich litt?“

Karl überblickte die Tafel. Ueberall war eifriges Gespräch; kluge Gesichter, nachdenkliche Mienen waren. Er dachte an den Tod seiner Mutter, und es war ihm eisig kalt im Herzen. Er fragte verloren Marie: „Weshalb ist das alles?“

Marie zuckte die Achseln. Da wurde sie von ihrem Nachbarn zur andern Seite angesprochen. Liebenswürdig wendete sie sich ihm zu, und Karl begann ein Gespräch mit seiner andern Nachbarin, er fragte, wo ihre Kinder lebten.

Er verabschiedete sich früh von der Dame des Hauses, denn er mußte zeitig in seiner Kaserne sein. Auf dem Heimweg waren seine Gedanken bei Marie; es wurde ihm klar, daß er während der Gesellschaft schon beständig an sie gedacht hatte. Er dachte:

„Ein Mann müßte sie in den Arm nehmen und müßte sie tragen, ich würde sie tragen.“ Plötzlich fiel ihm Eva ein.
Er ging mit raschen Schritten nach Hause. Die Gedanken bekämpften sich in ihm, er wurde innerlich müde, und als er sich ins Bett gelegt hatte, da schlief er gleich tief ein.
Am andern Morgen erwachte er früh. Da wurde ihm klar: „Ja, nun habe ich die ersten Schritte ins Leben getan und bin schon verstrickt. Ich habe doch Pflichten gegen Eva, aber ich kann sie nicht erfüllen. Schon knüpft sich eine neue Beziehung an. Wohin soll sie führen? Und die lächerlichsten Kleinigkeiten bedrücken mich. Mein Vater schickt mir nicht das versprochene Geld, übermorgen werde ich keinen Pfennig Barschaft mehr haben. Aber vielleicht kommt der Briefträger noch vorher. Was soll ich tun? Ich kann doch nicht borgen!“
Der Bursche kam und nahm die Kleidungsstücke. „Das geht nun seinen Gang“, dachte Karl. Eine furchtbare Angst überkam ihn. „Werde ich mein Leben führen können?“ dachte er. „An was alles muß ich denken!“
Der Bursche brachte die Kleidungsstücke zurück. „Noch vier Monate“, sagte er, „dann werde ich entlassen. Dann gibt mir die Mutter den Hof, sie kann die Arbeit nicht mehr allein machen, es muß eine junge Frau auf den Hof, ich habe schon eine im Auge, ein tüchtiges Mädchen, und dann fängt das Leben an. Mein Vater ist ja nun tot, es ist gut, daß er mir Platz gemacht hat, er war noch von der alten Art, das geht heutzutage nicht mehr. Und Geld hat das Mädchen auch. Es ist ein Stück Land zu kaufen, das mir passend liegt, ich handle schon darum. Das wird ein Leben! Ich freue mich auf die Arbeit.“ Er lachte und zeigte seine gesunden Zähne.
Karl dachte an seine Mutter. Nun stand er doch ganz allein im Leben, alles andere waren fremde Menschen. Auch Eva war ja ein fremder Mensch — war er es ihr nicht auch?

Als er vom Dienst nach Hause kam, fand er einen Brief seines Vaters vor. Der Vater kündigte ihm eine Geldsendung an; er schrieb: „Ich habe eine Hypothek aufgenommen. Es ging nicht mehr anders, nun bezahle ich meine Läpperschulden. Du mußt einmal sehen, daß du eine Frau mit Geld erwischst, damit wieder Vermögen in die Familie kommt. Vielleicht Industrie. Mach dir nur keine Sorgen, ein paar Jahre reicht es schon noch. Aber sieh dich um. Das Leben wird immer schwerer für unsere Stände, man muß sich rechtzeitig einrichten und vorbauen."

Karl überkam eine Angst. Nun war dieser Mann doch sein Vater; was hatte er mit seinem Vater gemein! Und nun war sein künftiges Leben; was war das, das künftige Leben!

Er hatte bei Frau Geheimrat Jannings einen Besuch gemacht, hatte aber die Damen nicht angetroffen. Nun vergingen einige Wochen. Da traf er eines Tages Marie auf der Straße. Er schloß sich ihr an, und die beiden sprachen miteinander. Er sagte: „Ich freue mich, daß ich wieder einmal mit Ihnen sprechen kann. Sie sind sehr klug, und ich komme mir dumm Ihnen gegenüber vor." Marie lachte; sie sagte: „Sie machen mir ein schönes Kompliment, aber so ist das Verhältnis nicht. Ich bin in meiner Umgebung, da kenne ich alles, und habe über alles ein Urteil. Sie sind in einer fremden Umgebung, in einer Umgebung, die Ihnen immer fremd sein wird, die Sie nie kennen werden. Ich glaube, Sie wissen noch nicht einmal, daß ich Halbjüdin bin?"

Karl sah sie erstaunt an. „Nein, das wußte ich nicht", sagte er, „woher sollte ich das wissen?" Sie lachte. „Ja, meine Mutter ist Jüdin", antwortete sie; „sie hatte viel Geld. Davon ist ja nun manches verloren gegangen, sie kann nicht mit Geld umgehen, darunter hat mein Vater sehr gelitten; aber es ist doch immer noch genug da. Sehen Sie, das haben Sie nicht geahnt. So

bin ich ja nur zu verstehen, als ein Mädchen aus einem sehr reichen halbjüdischen Hause. Das denken Sie sich nun wunderschön, wenn man viel Geld hat. Aber das ist ein Irrtum. Sehen Sie mich an. Wenn ich das nicht für geschmacklos hielte, dann würde ich Sozialdemokratin."

„Sozialdemokratin?" fragte Karl erstaunt. „Das ist nicht möglich. Ich war einmal kommandiert, ich mußte einen Bau bewachen gegen Streikende. Wie können Sie sich mit solchen Leuten verständigen! Das ist die Romantik eines jungen Mädchens."

„Was bleibt mir übrig, als Romantik", sagte sie achselzuckend. „Glauben Sie nicht, daß ich das weiß? Aber was nutzt das Wissen, das Verstehen, das Einsehen — das nutzt alles nichts. Das wissen Sie nicht. Ich wünsche Ihnen, daß Sie das nie wissen. Die Juden, alle, die jüdisches Blut haben, sind sehr unglücklich. Das, was Sie am Leben erhält, ohne daß Sie es ahnen, fehlt ihnen. Sie suchen überall Ersatz. Ich habe ihn nicht gefunden."

Karl faßte ihre Hand und drückte sie. Er sagte: „Ich verstehe ja nicht, was Sie sagen, das war ganz ehrlich, daß ich mir Ihnen gegenüber oft dumm vorkomme. Aber ich fühle, daß Sie etwas sagen, das für Sie sehr schmerzlich ist."

„Ich danke Ihnen", erwiderte das Mädchen. „Ich bin stolz, und wollte nicht Gefühle erschleichen. So lassen Sie uns Freunde sein, soweit das möglich ist für Sie und für mich."

„Auch für Sie?" fragte Karl erstaunt.

Das Mädchen lachte. „Sie sagen es selbst, Sie verstehen noch nicht, was ich gesagt habe. Vielleicht werden Sie es noch jahrelang nicht verstehen", erwiderte sie, „vielleicht nie. Die Menschen sind einander viel fremder, als sie heute in dieser Zeit der Gleichmacherei glauben."

Die beiden gingen eine Weile stumm nebeneinander her. Dann

sagte Marie: „Ja, in unserm Verhältnis bin ich ja nun wohl die Führende. Ich bin ja nicht älter als Sie, aber ich bin Mädchen und bin Jüdin. Und da habe ich nur wohl eigentlich die Verantwortung. Ich sehe kommen, was geschehen wird, und wenn ich eine Deutsche wäre, so würde ich das vermeiden — um Ihretwillen. Aber man kann niemandem Erlebnisse ersparen, man soll es auch nicht. Und — nun, ich bin auch ein Mensch! . . Kommen Sie bald wieder zu uns. Meine Mutter hat Sie gern, sie wird sich sehr freuen."

Damit reichte sie ihm die Hand und sagte: „Auf Wiedersehen also." Karl verabschiedete sich verdutzt. Er sah die zierliche Gestalt mit dem anmutig im Nacken ansetzenden dunkelblonden Haar und dem sichern, schnellen Gang in der Menge verschwinden; dann ging er langsam sinnend und träumend weiter.

Es verging eine geraume Zeit, in welcher er nichts von seinem Vater hörte. Sein monatliches Geld bekam er jetzt pünktlich. Einmal erhielt er eine Postkarte, welche ihm den Besuch des Vaters ankündigte. Er erwartete ihn auf dem Bahnhof. Er sah ihn aussteigen und eilte auf ihn zu. Er wunderte sich verloren, er hatte immer vom Vater die Vorstellung eines vornehmen Mannes gehabt; heute kam er ihm plötzlich etwas gewöhnlich vor; er dachte daran, daß er ihn nicht gern mit den Kameraden bekannt machen würde; aber das flog ihm nur einen kurzen Augenblick durch den Geist. Der Vater umarmte ihn, er war größer und schlanker als der Vater; der Vater hatte Tränen im Auge und küßte ihn auf beide Backen.

Als die beiden in dem Wagen saßen, der sie in das Gasthaus fahren sollte, klopfte der Vater gegenübersitzend seinem Sohn auf die Beine und sagte: „Nun erzähle. Wie gefällt dir Berlin? Das ist ein Unterschied von dem Kadettenkorps, nicht wahr? Ja, das habe ich auch einmal durchgemacht. Hast du schon viele gesellschaftliche Beziehungen? Ich will die Familien auch

kennen lernen, in denen du verkehrst. Viele Empfehlungen habe ich dir ja nicht mitgeben können; wie das so ist, ich bin mit deiner Mutter nie nach Berlin gekommen, und die Jugendbekanntschaften zerstreuen sich mit der Zeit. Ich will aber jetzt öfter einmal nach Berlin reisen, man verbauert ja ganz, wenn man nie herauskommt. In Berlin ist doch gleich eine ganz andere Luft."

Der Wagen hielt vor dem Gasthof, der Oberkellner öffnete dienstfertig den Schlag, Karl sprang aus dem Wagen und war dem etwas schwerfälligen Vater behilflich, der Hausknecht kam eilig herbei und bemächtigte sich des Gepäcks, und so geschah alles nach der Reihe. Im Vorraum des Gasthofs blieb der Vater stehen, er zog die Luft mit Behagen ein, er sagte: „Ja, in Berlin ist doch gleich eine ganz andere Luft."

Karl erzählte von seinen Bekanntschaften. Der Vater hörte aufmerksam zu, indem er gelegentlich die Luft heftiger von sich gab. Endlich sagte er: „Du hast im ganzen und großen gelebt wie ein Mönch in einer Zelle. Das ist nicht das richtige. Die Jugend ist die Zeit, in der man die Beziehungen anknüpfen muß, die einem später einmal forthelfen können. Du darfst dich dabei nicht nach mir richten, ich habe mich früh verheiratet und das Gut übernommen, und deine verstorbene Mutter war nicht für das gesellige Leben. Wir haben kaum die Nachbarschaft gepflegt. Mir scheint, daß das Haus der Frau Geheimrat Jannings eigentlich das einzige ist, das in Frage kommt. Ich werde der Dame einen Besuch machen, vielleicht können wir zusammen gehen. Ich erinnere mich undeutlich, daß deine Mutter verloren von ihr gesprochen hat, die Dame war eine Jugendbekanntschaft von ihr, eine etwas überschwengliche Jüdin; ich muß sie damals auch einmal flüchtig kennen gelernt haben. Ihr Mann war ein Gelehrter; in was, das weiß ich nicht mehr. Ja, das ist ein Haus. Nun, wir wollen sehen, was sich machen

läßt. Hat sie Kinder? ... So, eine einzige Tochter ... in deinem Alter ... hübsch? Noch zu haben?"
Karl verletzte der Ton des Vaters. Er dachte an den Ausspruch Maries: „Die Menschen sind sich viel fremder, als sie heute, in dieser Zeit der Gleichmacherei glauben." Aber er hatte keine Zeit mehr; er verabschiedete sich von seinem Vater und besprach mit ihm, wie sie wieder zusammen kommen wollten. Sie besprachen, daß Karl den Vater zu dem Besuch bei Frau Jannings abholen sollte.
Nun stellte sich Karl zu der verabredeten Zeit ein; die beiden setzten sich in einen Wagen und fuhren, und im Haus gaben sie ihre Karten ab und wurden vom Diener in das Besuchszimmer geführt. „Sehr anständiges Haus", flüsterte der Vater dem Sohn zu. „Sehr schick."
Sie fanden einen Besuch vor, die Baronin Torresanto. Sie saß neben der Hausfrau auf dem Sofa, indessen Marie auf einem Stuhl auf der anderen Seite des Tisches saß. Die Frau Geheimrat Jannings erhob sich ungestüm und eilte auf den alten Herrn von Redeckern zu, indem sie ihm beide Hände entgegenstreckte; nach der Begrüßung reichte sie auch Karl die Fingerspitzen. Nun flutete ein Wortschwall: Fragen, Ausrufe des Bedauerns, Erinnerungen an längst vergangene Zeiten. Die Baronin hatte sich erhoben. „Ich will das Wiedersehen nicht stören", sagte sie, „ich spreche nächstens wieder einmal vor."
„Aber liebe Baronin", erwiderte die Geheimrätin, „wie können Sie denken, daß Sie störend wirken, wir müssen uns noch viel erzählen, es war so reizend mit Ihnen, mir ist die Zeit wie im Fluge vergangen ... Gott ja, ich komme gar nicht zur Besinnung, es ist immer so viel ... nicht wahr, auf baldiges Wiedersehen ...", sie wendete sich zu Herrn von Redeckern: „Die Baronin ist nämlich eine Spanierin, aber ganz eingedeutscht." „Ich lebe schon lange Jahre in Deutschland, ich empfinde Deutsch-

land als meine zweite Heimat", warf die Baronin ein. Und so gingen noch Sätze hin und her, bis die Baronin sich entfernt hatte. Dann setzte sich die Geheimrätin im Sofa zurecht und fragte nach der letzten Lebenszeit ihrer Jugendfreundin. Marie saß indessen still auf ihrem Stuhl und war mit einer Häkelarbeit beschäftigt. „Ja", sagte die Frau Geheimrätin seufzend, „das ist nun lange her, daß wir jung waren, mir verschwimmen die Erinnerungen, haben wir uns eigentlich damals gesehen, oder haben wir nur voneinander gehört? Wie schrecklich schnell ist das Leben dahingegangen, nun sind schon die Kinder so alt, wie wir damals waren!"

„Der gnädigen Frau merkt man nichts von den Jahren an", sagte Redeckern lächelnd und sich verneigend. Die Frau Geheimrat errötete leicht und drohte ihm mit dem Finger, aber er ergriff ihre Hand und küßte sie.

Nach einiger Zeit erhob sich der alte Herr, sein Sohn stand gleichfalls auf, die Dame des Hauses erkundigte sich nach der Anschrift und merkte sie sich in ihrem Notizbuch, und so verabschiedete man sich denn.

Auf der Straße sagte Herr von Redeckern zu seinem Sohn: „Die Alte ist ja eine Gans, aber scheint doch harmlos gutmütig zu sein. Die Tochter ist ein reizender Käfer, aber sehr gescheit. Es ist nicht gut mit ihr Kirschen zu essen. Wenn du die erwischen könntest — alle Achtung! Du trägst einen guten alten Namen, irgendwoher muß einmal wieder Geld in die Familie kommen. Was war das für eine Baronin? Patente Person, die hatte Augen, die einem durch und durch gingen... Du kennst sie nicht näher? Schade. Die würde mich interessieren."

Karl ging neben seinem Vater her. Er erwiderte nur einsilbig das Notwendigste und schwieg die meiste Zeit. Er dachte, welchen Eindruck wohl sein Vater auf Marie gemacht hatte,

und schämte sich. Es war ihm, als ob die Begegnenden ihn besonders genau betrachteten, aber der Vater schwatzte unbefangen weiter.

Der Vater machte noch allerhand Besuche bei flüchtigen Bekannten aus früheren Zeiten, er besuchte auch den Obersten. Wenn er mit dem Sohn zusammen war, dann erzählte er ihm seine Eindrücke. Vom Obersten sagte er: „Sehr steif und förmlich, keine Gemütlichkeit. Der Mann war mir nicht angenehm. Wahrscheinlich ein ganz guter Offizier.“ Er hatte auch die Baronin wiedergesehen und erzählte von ihr: „Sie scheint große Gelder zu haben, junge Witwe, kinderlos. In Spanien scheint sie sich nicht wohl zu fühlen, ihr Mann war viel älter als sie, wahrscheinlich ist da etwas passiert. Aber famoses Weib. Sie hat hier fast gar keine Beziehungen, der Verkehr mit der Jannings scheint der einzige zu sein. Wo die sie aufgegabelt hat, weiß ich nicht, sie hat wohl so romantische Neigungen. In unserer eigentlichen Gesellschaft hat es mir nicht so sehr behagt; man muß mit der Zeit gehen, da herrschen mir zu viele Vorurteile. Das meint auch die Baronin. Mit der verstehe ich mich ausgezeichnet. Das ist eine Dame von Welt.“

Herr von Redeckern wohnte in einem teuren Gasthaus. Er beklagte sich einmal, daß das Geld ihm zwischen den Fingern zerfließe, das war noch der Rest von der aufgenommenen Hypothek. „Wenn das Geld alle ist, dann muß ich nach Hause zurück“, sagte er; „dann ist es mit Berlin vorbei.“ Der Sohn schlug ihm vor, er solle in einem guten Familienheim wohnen, das sehr anständig sei, und wo er nur gute Gesellschaft finde. Der Alte lachte und sagte: „Kenne ich, kenne ich. Wenn ich in Berlin bin, dann will ich in Berlin sein. Wie kann ich zum Beispiel die Baronin Torresanto in einem spießigen Familienheim empfangen, wo das Hauptgespräch bei Tisch sich darum dreht, ob die Pferdebahn billiger ist als der Omnibus? Kommt

Zeit, kommt Rat. Zunächst habe ich noch ein paar hundert Mark; wer weiß, wie das Leben morgen aussieht."
Karl hatte ein unbestimmtes Gefühl der Besorgnis, als sein Vater die Baronin Torresanto erwähnte. Eine Scheu hielt ihn zurück, die seinem Vater zu verraten. Aber er dachte an den Tod der Mutter, und wie ihre letzte Sorge dem Vater galt. So ermannte er sich und fragte mit scheinbar gleichgültigem Ausdruck, indessen das Herz ihm pochte: „Du hast die Baronin wohl näher kennen gelernt?" „Eine famose Frau", erwiderte der Vater. „Ihr Vater war Attaché bei der spanischen Botschaft in Brüssel, geht mit der Frau des Botschafters durch, das war ihre Mutter. Na, sie treten beide zum Protestantismus über, damit sie sich heiraten können, gesellschaftlich sind sie natürlich drunter durch. Dann haben sie lange in Spanien gelebt, auf dem Lande, weil der Vater dort große Güter hatte, scheint ein guter Landwirt gewesen zu sein. Sie selber ist einziges Kind, heiratet einen viel älteren Mann, um von Hause wegzukommen, und weil sie wegen der Geschichte ihrer Eltern sonst keine Heiratsaussichten hat; die Eltern sterben, sie erbt, der Mann stirbt, die Ehe ist kinderlos, und so lebt sie denn jetzt in Berlin. Kein leichtes Leben, aber man merkt ihr nichts an. Eine fabelhafte Lebenskraft."
Karl schwieg eine Weile. Dann sagte er zögernd: „Du mußt es mir verzeihen, wenn ich vielleicht indiskret bin. Fräulein Jannings hat mir gesagt, daß sie die Baronin für eine Hochstaplerin hält. Sie hat keinen Verkehr, als im Janningschen Hause, und Frau Jannings ist nicht sehr kritisch in der Auswahl ihres Umgangs. Sie ist eine herzensgute Frau, aber etwas eitel, und hat so Vorstellungen von den Menschen nach schlechten Romanen. Ich würde mich an deiner Stelle jedenfalls einmal nach der Baronin erkundigen. Du kannst das ja, du bist ein älterer Mann. Bei mir würde das auffällig sein."

Herr von Redeckern lachte, dann schlug er seinem Sohn scherzhaft auf die Schultern und sagte: „Daran erkenne ich die Erbschaft deiner guten Mutter. Ganz genau so, als ob ich die hörte!“ Seine Augen füllten sich mit Tränen. Er wischte sie, dann fuhr er fort: „Du kannst ruhig sein, über etwas Menschenkenntnis verfüge ich doch auch. Die Baronin ist eine Dame, eine Dame von der vornehmsten Gesinnung. Und sie ist eine Frau von Welt. Sie kennt Paris, sie kennt London, überall hat sie Beziehungen zu den ersten Kreisen gehabt. In dem spießigen Berlin hält sie sich von selber zurückgezogen. Da paßt sie in der Tat nicht hinein. Ueber dich spricht sie übrigens sehr nett.“ „Daran liegt mir nichts“, sagte Karl hart; er wunderte sich selber über seine schroffe Ablehnung, dann dachte er, daß da sich wohl Einfluß seiner verstorbenen Mutter geltend mache.

Der Vater zog die Augenbrauen zusammen. Er sagte: „Ich verbitte mir, daß du in dieser Tonart über eine Dame sprichst, die ich hoch schätze. Du denkst wahrscheinlich an die Besorgnisse, die deine gute Mutter auf ihrem Sterbebette geäußert hat. Ich versichere dich, daß sie gänzlich unbegründet sind. Ich denke nicht daran, mich wieder zu verheiraten. Ob die Dame überhaupt einen kleinen thüringischen Gutsbesitzer nehmen würde, scheint mir sehr zweifelhaft zu sein. Und was die Besorgnis der Verstorbenen für dich betrifft, so glaube ich nicht, daß deine Aussichten sich wesentlich verschlechtern würden. Du weißt, daß mein Gut keine großen Erträge abwirft; ja, ich kann sagen, daß es kostet und nichts einbringt. Ich lebe in Wirklichkeit von oben herunter. Das geht natürlich nur für einige Jahrzehnte. Mich wird es ja wohl schon aushalten, aber für dich bleibt auf keinen Fall viel übrig. Ich schränke mich ein, wie ich kann, aber etwas muß der Mensch doch von seinem Leben haben. Es können ja auch einmal wieder bessere Zeiten für die Landwirtschaft kommen.“

Es war Karl, als ob bei diesen feindseligen Worten eine Tür in seinem Innern zugeschlagen werde. Er sagte: „An das, was du meinst, habe ich nicht gedacht. Ich habe nur an dich gedacht. Fräulein Jannings ist sehr klug, und ich achte sie als Menschen. Deshalb wollte ich dir ihr Urteil sagen. Ich selber maße mir kein Urteil über die Dame an, aber für meine Gefühle kann ich nichts."

Herr von Redeckern hielt gutmütig lächelnd seinem Sohn die Hand hin und sagte: „Na, nichts für ungut. Sei nicht gleich so krötig. Ich habe es nicht böse gemeint, aber du bist noch ein junger Dachs." Karl ergriff die dargebotene Hand und drückte sie fest. Dann ging er schweigend neben dem Vater her. „Man muß nicht gleich alles im Leben so schwer nehmen", sagte der. „Das Leben ist, wie man es nimmt. Man kommt auch durch mit einer leichtern Auffassung, und die ist auch für die Mitmenschen bequemer, ganz abgesehen von einem selber. Aber nun wollen wir nicht mehr über den Gegenstand sprechen. Ich weiß schon, was ich tue, ich habe mir das immer überlegt."

Vorbereitende Inhaltsangaben,

aufgezeichnet teils von Paul Ernst, teils von Else Ernst.

Herr v. R., geb. 1853, leichtsinnig, phantastisch, hat sehr anständige Frau, die ihn übersieht und hält.
Ein Sohn, geb. 1880, Karl.
Um 1890 hat Herr v. R. ein Verhältnis mit einer zugelaufenen Magd (gutmütig, minderwertig). Aus dem Verhältnis ein Sohn (Hugo), geb. 1890.
Die Gutsfrau sorgt im geheimen für Magd und Kind.
Der junge v. R. kommt vom Kadettenkorps (1897) ans Sterbebett seiner Mutter, die in schweren Sorgen um Mann und Sohn stirbt. Er stößt auf die Magd, die in ihrer Angst zur Herrin laufen will. Sie schwatzt ihm alles aus; er nimmt es zunächst leicht, hält sie aber vom Sterbezimmer fern. Beim Anblick des schweren Sterbens seiner Mutter, wird ihm etwas von der Bedeutung dessen, das er gehört hat, klar, aber noch jugendlich verwirrt. Die Frau nimmt dem Mann das Versprechen ab, wenn er sich wieder verheiratet, vorsichtig zu sein.
Nachbar, Baron Berndorf, hat Tochter, 10 Jahre jünger, Kind liebt ihn (Karl).
Er hat ein Verhältnis, wird durch das Erlebnis gereift und löst es (Gegenstück zu Harms „Auf der Universität"). Frau Geheimrat Jannings.
1898 macht Herr v. R. Reise nach Berlin, lernt in der Eisenbahn Hochstaplerin kennen, bezaubert. Der junge R., Fähnrich in Berlin, merkt, daß es mit der Frau, die sich als adlige Witwe gibt, nicht stimmt; warnt den Vater. Der läßt sich im Hotel mit ihr ein. Sie erwartet Kind, trägt das mit scheinbar rührender Zurückhaltung. Er, bezaubert durch „Hingabe des liebenden Weibes" (unverdaute moderne Lektüre), dann durch die zarte opferbereite Zurückhaltung, heiratet sie.
Sohn wird 1899 geboren. Gut kommt immer weiter herunter. In Berlin stößt er, auch bei dem Sohn, auf einen Regimentsschreiber, der kleine Unterschlagungen gemacht hat und den jungen R. um Hilfe anfleht. Der weist ihn schroff zurück. Der Vater gutmütig, nimmt ihn mit, macht ihn zu Hause zum Ortsschreiber (später Bürgermeister). Der junge R. hat Läpperschulden gemacht, will den Vater um Deckung bitten, bekommt einen furchtbaren Schrecken, nimmt sich zusammen, spart, bezahlt die Schulden selber.
Sohn (Karl) besucht um 1900 die Jugendgeliebte, die berühmte Schauspielerin geworden ist.

Der junge R., jugendlich, Nachbarstochter (Erika), wagt nicht, ihr Heiratsantrag zu machen; sie sagt es ihm, verheiraten sich.
Hochstaplerin will, daß Herr v. R. im Testament ihrem Sohn das Gut vermacht. Er bleibt fest, weil viel Geld von der Verstorbenen im Gut steckt.
Letztes Auswirken des Sterbens der Frau. Gut kommt ganz herunter.
Der junge R. (Karl) zieht als 34jähriger Hauptmann in den Krieg, kommt als Oberst zu seiner jungen Frau zurück.
Der Sohn aus zweiter Ehe erzwingt im Internat ein Noteramen, indem er sich als Freiwilliger meldet, zieht 1917 in den Krieg, frißt Kreide. Kurz vorher ist seine Mutter gestorben (oder die Mutter überlebt den Vater und wird vom Sohn hinausgeworfen), nachdem sie ein gefälschtes Testament in den Schreibtisch des Vaters geschmuggelt hat. Der stirbt kurz vor Friedensschluß, findet nicht lang vorm Tode das Testament, ganz heruntergekommen, zu schlapp, es zu ändern. Karl merkt, daß Testament gefälscht, mag den toten Vater nicht bloßstellen, tut nichts, kauft mit dem Geld seiner Frau ein kleines Gut. Schweinezucht, kommt zu Geld.
v. R. aus zweiter Ehe hat ein Verhältnis mit einer minderwertigen Magd, die Sparkassenbuch hat. Das übergibt sie ihm. Er erhebt beim Bürgermeister den Betrag. Die Magd verunglückt (er bedrängt sie), kommt dadurch in Armenunterstützung. Bürgermeister vertuscht Sparkassenbuchgeschichte. Hugo sitzt mit ihr im Armenhaus, hängt die Sache an die große Glocke. Staatsanwalt. Verhaftung droht am Tag der Zwangsversteigerung.
Bürgermeister hat ihm geborgt, klagt schließlich ein.
Der ältere Sohn (Karl) kauft in Zwangsversteigerung das Gut, Herr v. R. (aus zweiter Ehe) erschießt sich, Bürgermeister wird abgeführt.

SLUB
Wir führen Wissen.

Sechs Gedichte
aus Luther

SLUB
Wir führen Wissen.

Die Nuß

Die Mutter stand am Herd, das Feuer schürend,
Das auf den tränennassen Wangen glänzte.
Im Dunkel saß der Vater, aufgestützt
Den Kopf auf schwielge Hand. Nachsinnend sprach er:
„Du weißt, ich bin ein armer Kerl. Ich freite
Dich, Grete, weil ich mich vernarrt in dich;
Du hattest auch nichts. Ich will weiter kommen.
Es geht auch vorwärts. Du bist fleißig, sparsam,
Und meine Arbeit ist von Gott gesegnet.
Ich denk, ich kaufe bald ein Viertel Feuer.
Mir sind des Feindes Schlingen wohl bekannt.
Will ich unredlich sein, gehts schneller vorwärts.
Ich wußte, daß der Trumm bald kommen mußte;
Der Niklas klagte mir: ‚Ich halts nicht aus,
Ich muß verdienen.‘ Hätt ich ihm gesagt:
‚Tritt mir dein Abteil ab, ich zahl dir Lohn.‘
Hätt ich die ganze Nuthung jetzt allein.“

Das Kind stand still im dunkeln andern Winkel,
Zuweilen nur das Schlucken unterdrückend,
Das nach dem Weinen kommt. Die Mutter sprach:
„Der Martin hat gedacht, er darf sie nehmen.
Nicht wahr, so ists?“ Das Kind blieb schluchzend stumm.

„Ich dachte auch, ich darfs dem Niklas sagen“,
Erwiderte der Vater. „Nachts im Bett
Hab ich mich umgewälzt und hab gerechnet.
Dann hab ich mir gesagt: ‚Du nimmst ihm nichts,

Du zahlst ihm ehrlich alles aus, was sein.'
Ich sage dir, des Menschen Herz ist böse.
Ich kenne mich, und kenne auch mein Kind."

Die Mutter seufzte, nahm die Lappen, rückte
Den Topf vom Feuer ab und sprach: „Die Suppe
Ist fertig. Kommt, wir essen gleich am Herd,
Der Kienspan kostet Geld." Der Vater blieb,
Und sprach für sich: „Es war nur eine Nuß.
Doch ist dem Kind die Nuß, was mir die Muthung."

Die Mutter ging und stellte sich zum Kind,
Martin griff ihren Rock mit beiden Händen
Und barg im Rock sein brennendes Gesicht.
Sie legte ihm die Hände auf den Kopf
Und sprach fürbittend: „Martin ist ein Kind,
Die Nuß lag da, er hat die Nuß genommen;
Nicht wahr, du hast nichts Böses dir gedacht?"

Da machte sich das Kind frei von der Mutter,
Nahm einen Stuhl, und trug den Stuhl zum Schrank,
Stieg in die Höhe, griff die Haselgerte,
Die auf dem Schrank lag, brachte sie zum Vater,
Und gab sie ihm. Der nahm den Knaben, schlug,
Der Knabe schrie und weinte, doch der Vater
Schlug auf das Kind erbarmungslos. Die Mutter
Ging aus der Küche. „Vater", schrie das Kind,
„Du schlägst mich blutig." Doch nicht eher hörte
Der Vater auf, bis seine feste Hand
Erlahmt war. Dann erhob er zum Gesicht
Den Knaben, küßte seinen Mund, der salzig
War von verschluckten Tränen, Tränen liefen

Ihm selber in die Stoppeln seines Barts.
Er kniete nieder, Martin neben ihm,
Der leise weinte, beide falteten
Die Hände, beteten, der Knabe weinte
Noch still, indes der Vater sprach: „Herr, sündig
Ist jeglicher Gedanke unsres Herzens."

Das Himmelsschlüsselchen

Der Knabe kam zur Mutter, in der Hand
Ein Himmelsschlüsselchen. Die Mutter saß,
Und hielt im Schoß des Vaters Grubenlampe,
Es war am Sonntag früh, und putzte blank
Das Messingschildchen mit des Vaters Namen:
Hans Luther.
„Draußen war ich auf der Wiese",
Erzählte Martin, „sah die schöne Blume,
und wollte sie nicht pflücken. Aber dann
Fand ich die ganze Wiese plötzlich gelb
Von vielen tausend Himmelsschlüsselchen;
Da dacht ich: eines darf ich mir doch brechen.
Dann kam ein leichter Sonnenschauer, plötzlich
Sprang vor mir auf ein weiter Regenbogen;
Ich lief, bis ich dahin kam, wo der Bogen
Mit einem Fuße auf der Erde stand.
Da saßen zwölf ganz kleine Fraun, nicht größer
Wie hier mein Finger, hatten kleine Schalen,
Und saßen rings um einen runden Tisch,
Und tranken Milch. Und wie ich da noch stand,
Und alles ist so wunderniedlich, plötzlich
Bin ich genau so klein, und sitze schon,
Und trinke meine Milch, und alle schwatzen.
Dann kam die Jüngste, nahm mich an die Hand,
Ich seh mit einem Male, wie wir gehn,
Und denke! auf dem Regenbogen gehn.
Das durft ich, weil das Mädchen bei mir war,
Sonst hätt ichs nicht gedurft. Mit einem Mal
Seh ich, wir sind im Himmel. Auf dem Thron

Seh ich Gott Vater, in der Hand den Apfel,
Mit langem, weißem Bart, Jungfrau Maria,
Die auf dem Arm das Christkind hält und lacht,
Und Gott den Geist als Taube über ihnen.
Da falt ich meine Hände zum Gebet
Und kniee hin. Die Jungfrau beugt sich vor
Und läßt das Kind behutsam auf die Erde,
Das kann erst kriechen, aber spricht schon alles,
Und hat so schönes Spielzeug! Lauter Schäfchen!"

Die Mutter lacht und setzt die Lampe fort,
Und nimmt den Knaben auf den Schoß und spricht:
„Da hat mein Kind denn mit den Wolkenschäfchen
So schön gespielt." Der Knabe kommt in Eifer:
„Nein", sagt er, „Mutter, wirkliche Spielschafe
Aus Holz sinds ja gewesen, und dabei
Lebendig, und so zahm, sie blieben stehn,
Wenn man sie greifen wollte." Plötzlich schweigt er,
Und sieht der Mutter lustig ins Gesicht,
Und sagt: „Und da erwacht ich aus dem Traum!"

Die Mutter tut, als ob sie jetzt erschrickt,
Und spricht: „Das hast du wirklich nur geträumt?
Ich dachte, es ist wahr."
Das Kind wird ernst
Und sagt: „Es war noch nicht einmal ein Traum,
Ich habe mir ja alles ausgedacht,
Ich habe bloß getan, als wärs gewesen;
Das darf man doch, wenn mans nachher gesteht,
Dann ist es doch nicht Lüge."
Leise beugt
Die Mutter sich und küßt ihn auf die Stirn.

Der Knabe aber macht sich munter frei,
Springt auf den Boden, auf des Vaters Platz
Legt er das Blümchen froh, zur Tür hinaus
Und auf die Straße läuft er mit Geschrei.

Die Mutter nimmt die Lampe, haucht sie an
Und sieht den Hauch verschwinden, schließt den Schrank,
Und stellt sie sorglich fort auf ihren Platz.

Die Straßenecke

Im großen Saal der Eisenacher Schule,
Wo Bett an Bett gereiht die Schüler schlafen,
Liegt zitternd Martin Luther. Eben ging
Der Bruder, hat das Licht gelöscht. Die Schüler,
In seinem Bett ein Jeder, liegen still.
Da huscht der Aelteste mit bloßen Füßen
Zur Tür und lauscht, und winkt den andern zu,
Und alle heben sich im Hemd vom Bett,
Den Strick zur Hand, mit dem sie sich gegürtet,
Und stehn um Martin Luthers Lager. Angstvoll
Blickt er sich um. Er ist ein Neuer. Heute
Hat ihn der Vater erst gebracht. Sie ziehn
Die Decke ab, bedeuten ihm mit Flüstern,
Wie er sich legen soll, dann tritt ein Jeder,
Der Eine nach dem Andern, vor ihn hin,
Und schwingt den Knotenstrick, und schlägt aus Kräften.
Ins Kissen drückt der Knabe das Gesicht,
Das Wimmern zu erdrücken, beißt die Lippen.
Der Eine flüstert: „Macht die Stricke naß,
Dann ziehn sie besser.“ Martins Beine krümmen
Und Zehn sich vor verbißnem Schmerz. Ein Junge
Tritt einen Schritt zurück und schlägt, tritt nochmals
Zurück und will von neuem schlagen; andre
Ergreifen ihn und halten ihm den Arm,
Und flüstern: „Nein, das gilt nicht.“ Von der Tür
Kommt jetzt der Aelteste zurück und fragt.
Der Neue hat sich ordentlich gehalten;
Der Aelteste befiehlt: „Es ist genug“;

Die Jungen huschen in ihr Bett zurück,
Nur einer holt zum letzten Male aus,
Den sie zurückgehalten, und den letzten
Schlag führt er aus mit aller seiner Kraft.
Ein leichter Schmerzensschrei entringt sich Luther,
Der Aelteste schlägt mit geballter Faust
Dem Jungen in den Nacken, alle lachen,
Und leise schimpfend geht auch der ins Bett.

Martin liegt lange schlaflos. Tränen fließen
Ins Kissen ihm, die Striemen tun ihm weh,
Zu seinen Seiten atmen tief im Schlaf
Die andern Schüler. Auf dem Estrich liegt
Des Mondes Schein; und wie in seiner Kammer
Im Elternhause zeichnet sich das Kreuz
Des Fensters ab im Mondschein auf dem Estrich.

Da denkt er an die Mutter, wie sie abends
An seinem Bette neben ihm gekniet,
Die Hände ihm gefaltet und gebetet,
Ein tiefer Seufzer kommt aus seiner Brust.

Am frühen Morgen schlüpft er heimlich fort,
Den Vater noch zum letzten Mal zu sehn,
Der ihn gebracht. Er wagt nicht, ihm zu nahn,
Er hält sich hinterm Nachbartor versteckt.
Da sieht er durch die Spalte aus dem Haus
Den Vater treten; aus dem Torweg führt
Der Knecht das Pferd; der Vater schwingt sich auf,
Gibt seinem Wirt die Hand und zieht den Zügel.
Nun stolpert durch die morgenkalte Straße
Abwärts der Gaul, dann biegt er um die Ecke;

Martin läuft hinter ihm, doch an der Ecke,
Um die der Gaul gebogen, bleibt er stehn,
Und steckt die Hände in die Hosentaschen,
Vor Angst und Müdigkeit und Kälte zitternd.

Das Pfund Ochsenfleisch

Das Weib des Jörg liegt krank seit vielen Monden.
Die Kinder sind seit Jahren aus dem Haus,
Dem Jörg liegt alle Arbeit ob. Das Melken
Wird ihm am schwersten, denn die Finger sind
Ihm von der Feldarbeit schon lange steif.
An einem Morgen steht er hustend auf
Und deckt die Alte wieder sorgsam zu,
Dann fährt er ächzend in die Hosen. Sie
Zupft an der Decke, sieht ihn ängstlich an,
Und spricht: „Du gehst doch heute in die Stadt,
Da hab ich mir gedacht, es ist kein Kitzel,
Ich habe nämlich einen Traum gehabt,
Du kaufst ein Pfund vom besten Ochsenfleisch,
Es muß ganz ohne Knochen sein, du gehst
Zum Balzer hin, der ist mit mir verwandt,
Der wiegt dir reichlicher; drei Heller hab ich,
Die hab ich aufgespart, du weißt es nicht,
Sie liegen eingewickelt rechts im Schapp,
Ich dachte mir, die sind mal für den Jörg,
Er wird mal krank, er braucht mal bessre Pflege,
Denn unsre Kinder sind ja nun versorgt;
Was wollt ich sagen? Ein Pfund Ochsenfleisch;
Ich denke doch, es ist wohl keine Sünde,
Ich stelle mich nicht an mit meiner Krankheit,
Weil ich das Geld jetzt selber brauchen will.
Das tust du in den Topf mit etwas Salz,
Gießt Wasser auf, und kochst mir eine Suppe,
Und von der Suppe werd ich dir gesund.

Es ist doch auch für dich. Es geht nicht mehr,
Daß ich hier faul im Bette liegen bleibe;
Die Arbeit wird zuviel. Es geht zur Ernte."

Der Jörg geht in die Stadt und geht zum Fleischer.
Der Fleischer legt das Pfundstück auf die Schale
Und schneidet ab und wiegt. Dem Jörg erscheint
Das Fleisch zu wenig. „Das ist doch kein Pfund",
So ruft er aus und wiegt es auf der Hand,
„Das sind drei Viertel nur." Der Fleischer sagt:
„Es ist ein Pfund jetzt. Hast du nicht gehört,
Der Herzog hat uns neu Gewicht gegeben."
Der Bauer sieht verwundert auf das Fleisch,
Der Fleischer spricht: „Es kostet alles Geld,
Der feine Wein, die vielen fremden Herrn,
Die teuren Pferde, all das gute Essen,
Die Jagden, Bälle, Reisen, Lustbarkeiten.
Deshalb ist jetzt bestimmt, daß jede Ware
Nur noch drei Viertel wiegt. Das eine Viertel
Ist für den Herrn." Still nimmt der Jörg das Fleisch,
Tuts in die Tasche, grüßt, und geht hinaus.
Er schneuzt sich auf der Straße, denkt nach Haus,
Daß das kein ganzes Pfund ist, was er bringt,
Und daß die Kur nicht richtig wird; er denkt,
Daß ihm ein Heller fehlt. Da fließen ihm
Die Tränen aus den Augen.

Eben geht
Der Peter Geiß vorbei. Der fragt, was fehlt.
Der Jörg erzählt es ihm. Der Peter pfeift,
Und nimmt ihn untern Arm und spricht: „Du kommst
Zu meinen Freunden mit."

Auf einem Feld
In einem weiten Kreis versammelt standen
Die großen Herrn und Fürsten, deren Güter
Und sonstiger Besitz im Monde liegt:
Der Bettelrainer, Leerbauch, Schmalebeutel,
Vom Hungerberg der und von Nirgendsheim,
Fehlhalder, Kleinkopf, Dünnwang, Lumpenreich,
Der Freiherr Durstig und der Graf von Arm;
Sie standen da in Bundschuh, blauem Kittel
Und Bauernkappe.

Peter Geiß
Trat in die Mitte, nahm den Karst zur Hand,
Und hackte einen großen Ring, und sprach:
Der arme Kuntz war ich, bin ich, bleib ich.
Wer nit zahlen will den bösen Pfenning,
Der trete zu mir in diesen Ring.
Da ging ein großes Räuspern durch das Volk,
Und Spucken, Köpfekratzen. Einer trat,
Ein andrer ein, bald drängten sie sich alle,
Und weil nicht alle Platz im Ringe fanden,
So drückten sie die ersten wieder aus,
Bis jeder drin gestanden hatte.

Da juchzte Peter Geiß und nahm die Kappe,
Und warf sie hoch und fing sie wieder auf,
Dann ging er, und zur Seite gingen ihm
Zwei Männer mit dem Dudelsack, die bliesen
Das schöne Lied, das man den Weinschwelg heißt,
Und alle Freiherrn aus dem Monde folgten.

Sie zogen zu dem Fleischer. Peter Geiß
Ging in das Haus und holte die Gewichte.

Da stand ein Kälberwagen. Auf den Sitz
Stieg er hinauf und hielt sie in der Hand,
Und sprach: „Der allergnädigste Herr Herzog
In seiner Weisheit gab ein neu Gesetz.
Wir Bauern sind zu dumm dazu und sagen:
Der gnädge Herr hat dazu gar kein Recht.
Was ist nun richtig? In so schweren Sachen,
Das beste, denk ich, ist die Wasserprobe.
Wir werfen die Gewichte in den Fluß.
Der gnädge Herr hat recht, wenn sie wie Hexen
Sich oben halten; wenn sie untersinken,
So hat der Bauer recht."
Die Bauern schrien:
„Zum Fluß, zum Fluß", der Peter ging voran,
Die Männer mit dem Dudelsack zur Seite,
Und alle stellten sich am Flusse auf.
Der Peter warf, die Bauern schrieen „Hoch!"

Des Herzogs Amtmann kam zum Fluß geritten,
Und zwanzig Knechte folgten ihm zu Fuß,
Mit Hakenbüchsen. Alle schwiegen still
Und zogen vor dem Amtmann ihre Kappe.
Der Amtmann fragte; alle drängten sich
Zurück und sahn auf Peter Geiß; verlegen
In seinen Händen drehte der die Kappe.
Der Amtmann sprach: „Der gnädigste Herr Herzog
Weiß wohl von eurer Rottung. Hört im Guten:
Geht auseinander, jeder in sein Haus;
Ist einem Unrecht zugefügt, der komme
Zu mir und klage mir. Geht auseinander."
Die Bauern drängten sich und murrten. Peter
Begann zu reden; doch der Amtmann sah

Ihm blitzend ins Gesicht; da schwieg er still.
Der Amtmann nahm zum zweiten Mal das Wort.
„Der gnädigste Herr Herzog hat befohlen.
Ich tue meine Pflicht. Ich lasse schießen."
Er wendete sein Pferd und gab das Zeichen,
Die Knechte legten ihre Büchsen auf;
Die Masse wich zurück zu beiden Seiten,
Die Aeußersten begannen zu entfliehn.
Da schob der Jörg den Vordermann zur Seite,
Er ging gebückt und knickte in den Beinen;
Er nahm die Kappe ab und kniete hin,
Und hielt die beiden Hände in die Luft
Und sprach mit seiner dünnen Greisenstimme:
„Verzeiht uns, Herr, wenn wir im Irrtum sind.
Weist uns zurecht. Wir sind nur dumme Bauern.
Mein Weib ist krank. Wenn einem alten Mann
Das Weib stirbt, schlägt den Mann nur gleich mit tot."
Von hinten schrie ein Kerl: „Das ist der Jörg
Von Unterspach. Paßt auf, der redet jetzt."
Da lachten Viele. Einer schrie: „Der Jörg
Soll für uns sprechen", und ein Andrer: „Macht
Den Jörg zum Herzog, der tut Keinem was."
Der Amtmann rief: „Ich sags zum dritten Mal,
Geht auseinander." Da, von hinten flog
Ein schwerer Stein an seinem Kopf vorbei,
Die Menge schloß sich, drängte sich nach vorn,
Des Amtmanns Pferd wich flußwärts, stolperte,
Er riß es hoch, die Menge johlte, Steine
Und Rasenstücke flogen; in der Masse
Der Amtmann mit den Zwanzig war verloren
Wie in der Flut, die steigt, ein kleiner Felsen.
Da nickte ihm der Zwanzig Führer zu,

Der Amtmann zog das Schwert. Die Knechte schossen.
Ein einzger Schrei erscholl, die Bauern liefen
Verstreut hin übers Feld; ein Jammern kam,
Da wälzten Andre sich; und einige lagen
Still, das Gesicht im Gras. Der Amtmann ritt
Zurück zur Stadt; die Zwanzig folgten ihm;
Das Pferd bog ab; da lag der Jörg, die Finger
Im Rasen eingekrallt; die Kappe lag,
Wie aus der Hand sie ihm gefallen war;
Sie war fast neu, er hatte sie geschont.

Der Amtmann ging zum Herzog, machte Meldung.
Der Herzog saß vorm Spiegel. Eben hatte
Der Kammerdiener ihn rasiert; nun nahm
Er selbst die Schminke in die Hand und Pinsel
Und schminkte sich; der Kammerdiener schlug
Ein Ei und drehte Streifen aus Papier,
Die Locken ihm zu kleben.
Halben Ohres
Empfing der Herzog den Bericht. Der Amtmann
Stand steif vor ihm. Als er geschlossen hatte,
Fügt er hinzu: „Ich bitte den Herrn Herzog,
Aus seinem Dienst mich gnädig zu entlassen."
Der Herzog sah ihn schräg von unten an,
Und fragte ihn: „Du hast doch Weib und Kind?"
Der Amtmann biß die Zähne auf die Lippen.
Da stand der Herzog von dem Stuhle auf
Und klopft ihm mit dem Knöchel auf die Schulter
Und kniff das eine Auge zu und sprach:
„Wer sich nit schamt, Freund, wird auch nit zu Schanden."

Der Scheiterhaufen

Der Richter gab dem Henker einen Wink;
Der Henker zündete ein Lämpchen an
Und ging ins hintre Dunkel des Gewölbes.
Dann schlug der Richter auf das Aktenstück,
Erhob sich, leuchtete mit seinem Wachsstock
Dem Fräulein von dem Busche ins Gesicht,
Und sprach: „Ihr dauert mich." Das Fräulein zuckte
Stolz mit den Achseln. „Eure Jugend, Fräulein,
Und Eure Schönheit dauert mich", so sprach
Der Richter weiter; „Kommt." Der Henker zeigte
Das erste Folterwerkzeug. An die Füße
Wird ein Gewicht gebunden, um die Knöchel
Der Hände wird ein Strick geknotet, dann
Zieht man den Angeklagten in die Höhe
Und läßt ihn schweben. „Fräulein", sprach der Henker,
„Das ist der erste Grad. Ihr müßt erwägen,
Ihr hängt, bis die Gelenke sich gedehnt."
Das Fräulein schwieg und biß sich auf die Lippen,
Und wurde blaß. Der Henker führte sie
Und hieß sie niederknien. „Auf diesem Bett
Sind Walzen angebracht zu Kopf und Füßen",
So fuhr er fort, „Ihr werdet festgebunden
Mit Händen und mit Füßen an den Walzen,
Und dann wird angezogen. Wenn der Henker
Sein Handwerk nicht versteht, dann kommt es vor,
Daß Eine Krüppel wird ihr Lebenlang;
Das wird bei mir ja nicht geschehn. Indessen
Muß ich natürlich meine Pflicht tun, Fräulein.

Das ist der zweite Grad."

Das Fräulein sprach:
„Ich will nichts Uebles sagen von der Frau,
Die meinen Namen auf der Folter nannte.
Sie ist, wie die gemeinen Leute sind.
Sie hat kein böses Herz, sie ist nur fahrig,
Gedankenlos und ohne Widerstand."
„Ihr seht", sprach nun der Richter, „diese Walze
Mit scharfen Nadeln in des Bettes Mitte;
Der Körper liegt auf ihr; und wenn der Knecht
Anzieht, so drücken sie sich ein. Ihr wißt,
Ihr werdet nackt gefoltert."

Feuersglut
Flog übers Angesicht der Jungfrau. „Richter",
Sprach sie, „ich will gestehn." Der Richter ging
Und setzte sich, der Schreiber neben ihm
Nahm seine Feder, tauchte ein und schrieb.
Der Richter sprach eintönig: „Angeklagte
Wird vorgeführt, wird auf des Leugnens Folgen
Hingewiesen, erklärt freiwillig, Umgang
Gehabt zu haben mit dem Teufel. Halt.
Der Teufel kam zu Euch als junger Ritter?"
Das Fräulein sprach: „Ihr sagt!" Der Schreiber schrieb.

Der Scheiterhaufen war gerichtet. Langsam
Im weißen Hemd, das bis zum Boden ging,
Mit nackten Füßen und gelöstem Haar,
Die Hände auf den Rücken fest gebunden,
Den Henker an der Linken, der den Strick
In Händen hielt, der um den Hals ihr lag.
Ging Fräulein von dem Busche durch die Straße,
Wo sich die Menge roh neugierig schob.

Zur Rechten schritt der Priester, „Fräulein", sprach er,
Ich habe manches arme Weib begleitet,
Die so wie Ihr zum Scheiterhaufen ging;
Unschuldig waren alle so wie Ihr.
Ich habe manche Lästerung gehört;
Das Wort, mit dem ich strafen wollte, kam
Nicht über meine Lippen. Doch ich habe
Gehört auch, wie ein Weib mir sagte: Christus
War Gottes Sohn, und starb den Tod am Kreuz,
Und sprach am Kreuz: ‚Vergib Herr, denn sie wissen
Nicht, was sie tun.' Fräulein, Ihr seid noch jung,
Das Leben lag vor Euch noch wundervoll.
Wenn Ihr den Richtern flucht, dann kann ich nicht
Verdammen Euch, denn ich bin auch ein Mensch,
Und Gott, so denk ich, würde Euch wohl ernst
Empfangen, doch er würde Euch verzeihn.
Doch, Fräulein, denkt an Gottes Sohn am Kreuz."

Das Fräulein stieg den Scheiterhaufen hoch,
Der Henker band sie fest und stieg hinab,
Und legte Feuer an. Das Fräulein sprach:
„Herr, schaffe, daß ich sagen darf: Vergib!
Sie wissen ja nicht, was sie tun, ich weiß.
Herr, gib ein reines Herz mir in die Brust,
Herr, lächle, tret ich vor dein Angesicht."

Worms

Still lächelnd saß im Bett der Bruder Konrad
Und blickte vor sich hin. Die Hände lagen,
Lang, abgezehrt, und schön wie eines Mannes,
Der hier auf Erden schon im Himmel lebt,
Flach auf dem blaugewürfelten Bezug;
Weißschimmernd floß der Bart die Brust hinab.
Die alte Frau mit tausend guten Fältchen
Um Mund und Auge schob das Fenster auf,
Und Frühlingsluft goß mit der Frühlingssonne
Sich in die weißgetünchte, saubre Kammer.

Die Stiege knarrte. Vor der Türe hielt
Zaghaft der Schritt. Der Bruder Konrad blickte
Freundlich zur Pflegerin; seit langen Jahren
War unbeweglich Fuß ihm, Arm und Kopf
Und jedes Glied, die Augenwimpern nur
Und Zunge durft er rühren.
Leise ging
Die Pflegerin zur Tür und klinkte auf
Und lud die Frau, die draußen stand, hinein.

Da rauschte Seide, vor dem Bette kniete
Die stolze Frau, breitnackig, auf dem Haupt
Die schweren, dunkeln Haare hochgesteckt,
Und barg das Antlitz in des Greisen Bett.
So blieb sie lange. Endlich hub sie an:
„Reichsfürstin bin ich, folgte meinem Herrn
Nach Worms zum Reichstag. Mein Gewissen ist

Von Martin Luther aufgeweckt. Nun komm ich,
Um Euch zu sehn, den armen, kranken Mann."

Der Bruder Konrad sprach mit dünner Stimme:
„Ich sag Euch nichts, das Ihr nicht selber wißt:
Der Mensch ist selig, will er selig sein."

„Ihr sprecht sehr hart" erwiderte die Frau.

„Meint Ihr, ich rede hart?" nachdenklich sprach
Der kranke Mann. „Ich sagte dieses Wort
Schon vielen Menschen. Frau, ich dachte sonst,
Wir sind verbannt vom Himmel auf die Erde,
Damit ein Mensch dem andern helfen soll.
Dankbar von Gott nahm ich die Krankheit an;
Sie war zuerst wohl meinem Körper schwer,
Dann hat sie mir die Seele frei gemacht.
Nun kommen viele Menschen, mich zu fragen.
Das Leid, das Ihr tragt, ist gefährlich, Frau.
Es macht die Seele unfrei; hütet Euch!
Ich möcht Euch helfen, Frau. Legt Eure Hand
Auf meine Hand, so will ich mit Euch beten.
Vielleicht, ich helf Euch. Ach, von tausend Menschen,
Die mich besuchen, helf ich einem nur!"

Die Frau erhob sich, küßte seine Hand,
Und sprach zu ihm: „Befehlt, was soll ich tun?
Soll ich die Predigt Martin Luthers hören?"

„Wenn Luther Euch zu Gott führt, hört ihn an.
Ihr wißt es selbst, ob Ihr ihn hören dürft",
Sprach Bruder Konrad.

Aus der Türe ging
Die Frau, und stieg hinab die engen Stufen,
Trat aus dem Haus. Da kam herauf die Straße
In Strümpfen, in den Händen seine Stiefel,
Zwei Musikanten vorn, und hinter sich
Mit Schrein und Jubeln eine Kinderschar,
Torkelnd und rülpsend in Betrunkenheit
Ihr Gatte. Lallend rief er: „Heute seh ich
Im Reichstag mir den Martin Luther an,
Der vor den faulen Bauch die Mönche stößt,
Und an den Kragen faßt den heilgen Vater,
Daß ihm die Krone auf dem Kopfe wackelt,
Und morgen gibt es einen Scheiterhaufen;
Ich bin ein Reichsfürst, ich bin gegen ihn."

Im Reichstagssaal, verdrossen, müde, saß,
Schwächlich und kränklich Kaiser Karl. Zur Seite
Stand Aleander, der Legat. „Bleibt hier",
Sprach Karl zu ihm, „was wollt Ihr bei den Deutschen!
Ich kann mich nicht an ihre Fuhrknechtssprache
Gewöhnen. Sprecht Ihr Deutsch?"
Die Tür ging auf,
Luther trat in den Saal. Die Fürsten standen
Neugierig auf; drängten sich nach vorn,
Die traten auf die Bänke, um zu sehn.
Der Kaiser kniff die Augen eng zusammen
Und sprach zu Aleander: „Von dem Kerl
Laß ich mich nicht zum Ketzer machen, was?
Er schwitzt vor Angst."
Der Offizial stand auf
Und fragte Luther: „Sind die Schriften Euer,
Die unter Euerm Namen sind gedruckt?"

Luther erwiderte mit lauter Stimme:
„Sie sind von mir geschrieben." Kaiser Karl
Verbarg ein Gähnen mit der Hand und sprach
Zu Aleander: „Hört Ihr, wie er schreit?
Schulmeister ist der Mann."
Der Offizial
Fuhr fort: Ihr widerruft, was Ihr geschrieben?"

Den Mund zum Nein tat Luther auf. Da sah
Er auf den Kaiser, auf die Kirchenfürsten,
Die andern Fürsten all und großen Herrn,
Die auf ihn blickten; an der Türe stand
Ein Landsknecht, bärtig, mit gespreizten Beinen,
Das doppelhändge Schwert mit beiden Fäusten
Vor sich gestemmt, und unbeteiligt schauend;
Er hielt die Wache nur und dachte nichts.

Mit fremden Tone kam aus Luthers Mund:
„Ich bitte einen Tag Bedenkzeit, Herrn."
Der Kaiser zog verdrießlich seinen Mund,
Und Aleander sprach: „Der Kerl hat Frechheit;
Er möchte eine gute Pfründe haben.
Ich werde nachher mit ihm sprechen, Herr."

Der Offizial sprach: „Wollt Ihr Euch bedenken,
So muß ich Euch nachgeben. Doch erwägt:
Des Kaisers Majestät, die großen Herrn,
Sind nicht gewillt, daß sie viel Zeit verlieren
Um Euch. Ihr tretet morgen wieder an,
Und gebt uns klare Antwort, Mönch, verstanden?"

„Ich bitte um Verzeihung. Meine Eltern

Sind Bürgersleute; selber bin ich Mönch
Und habe zwischen Büchern nur gelebt"
Sprach Luther nun. „Ich weiß mit großen Herrn
Nicht umzugehn. Ich kann nicht anders sprechen.
Es lasen viele Leute meine Schriften,
Und viele glauben mir. Mein Ja und Nein
Ist für die Seelen dieser Leute wichtig.
Unsicher ward ich, Herr, bei Eurer Frage;
Aus Menschenfurcht, so scheint mir. Mich zu prüfen
Muß ich die Zeit verlangen."
Einen Wink
Gab ihm der Offizial, und Luther ging.

Am andern Tag zur angegebnen Stunde
Stand Luther wartend da. Es gingen Viele
An ihm vorbei und sahn ihn prüfend an,
Und mancher lächelte. Ein Fürst des Reichs
Trat vor ihn hin, und faßte seine Kutte
Und sprach zu ihm: „In manchem hast du recht.
Von deiner Ketzerei versteh ich nichts.
Das aber sag ich mir: Wenn ich berechne,
Was von dem Schweiße meiner Untertanen
Nach Rom abfließt, wovon die Bettelmönche
Sich mästen, wenn ich alles überschlage,
Was Liegenschaften und Gebäulichkeiten
In meinem Land die Kirche hat, dann sag ich,
Ich wäre glatt aus allen meinen Schulden,
Und andre Fürsten sagen ganz dasselbe."
Er ging, und Luther sah ihm nach. Da kam
Ein Schreiber, nickte Luther zu, und ging,
Und Luther folgte ihm in den Reichstagssaal.

Mit heller Stimme sprach er, auf das Herz,
Das laut ihm pochte, seine Hand gelegt:
„Mich reut es zwar, daß ich durch manches Wort
Gekränkt unartig meine Feinde habe;
Mich übermannt der Zorn, ich weiß es wohl;
Doch widerrufen kann ich keine Schrift,
Mitschuldig wär ich mit der Tyrannei,
Mit der Ruchlosigkeit von Papst und Kirche.
Ich möchte anders, denn ich fürchte mich,
Ich armer Mönch steh hier allein vor Euch,
Und so viel Männer, die gelehrter sind
Und klüger sind wie ich, sind Eurer Ansicht.
Ich kann nicht anders. Mein Gewissen treibt.
Gott helfe mir. Ich kann nicht anders. Amen."

Neugierig saß der Kaiser, vorgebeugt,
Der Offizial erhob sich. Plötzlich war es,
Als weite Luther sich die Brust, als sinke
In Nebel die Versammlung, und es war,
Als sei ein Andres er; er sah, sah nicht;
Er war und war doch nicht.
Bis dahin hatte
Er nur an sich gedacht und sein Gewissen,
Und außen nur Zufälliges gesehn.
Mit einem Mal verschwand der gierige Ritter,
Gemeine Fürst, gedankenlose Bürger,
Der stumpfe Bauer, und er wußte nun:
Das ist nicht Wahrheit, was ich außen sah.
Das Deutsche Volk verzweifelt, weil es sucht,
Es sucht und findet nicht; ich selber suche;
Ich habe nicht gefunden, doch ich weiß:
Ich suche; und die andern wissen nicht."

Und namenlose Liebe überkam
Zu seinem Volk ihn, und er mußte sprechen:
„Das Wort des Herrn ist auf die Welt gekommen,
Das Schwert zu bringen, und den Frieden nicht.
Dich Kaiser mahn ich, der ein Fremder ist:
Am deutschen Volk erfülle deine Pflicht."

Er sah die Andern wieder. Stille saß
Und hörte die Versammlung. „Deine Pflicht"
Klang ihm ins Ohr wie Rede eines Andern,
Von ferne klang es ihm. Neugierig saß
Der Kaiser wie vorher. War das vorher?
Er wendet fragend sich zu Aleander.
Nun löst die Stille der Versammlung sich.

Mit einem Mal wie Abgrund tut sich auf
In Luthers Geist: „Was ist des Kaisers Pflicht?
Ich widerrufe nicht, hab ich gesagt.
Was ich nicht tun darf, weiß ich; ich weiß nicht:
Was ich denn tun muß. Und ich muß es wissen."

Das letzte Gedicht

Die Druckform

„Ihr seid das Salz der Erde", hast gesagt,
Als auf die Erde mich entließest, Gott.
Froh war ich, stolz, und habe nie geklagt.
Nun muß ich bitten, denn ich bin in Not.

Ich bin ein alter Mann und müder Mann.
Ich möchte flehn: „Nimm mich zurück zu dir.
Die Welt ist so, daß ich nicht leben kann.
Ich kann nicht Salz mehr sein. Was soll ich hier?"

Doch eine Sünde wäre das Gebet,
Denn Sünde ist es, wenn ein Mensch erschlafft,
Den Gott dahin gestellt hat, wo er steht.
Noch hab ich Nichts, das ich gesollt, geschafft.
Ich war nicht Salz bis nun. Dein Atem weht,
Mein Leben geht. Gib Kraft mir, gib mir Kraft.

„Hier wird der Tag der Tod," Kant sagt,
Als auch die Tat, wenn sie vollbracht, tötet.
Früh sag ich: ich [illegible] habe
Jede Tode [illegible] und habe die gehabt.
Nun muß ich Leben, denn ich bin noch.

Ich bin ein alter Mann und wieder Kind.
Ich möchte fliehen: „hinaus mich [illegible] zurück zu dir.
Die Welt ist so, daß ich nicht leben kann.
Ich kann nicht lang mehr sein. Wer rief mich hier?"

Noch eine Kindheit war der Geist,
Dem Kind ist es, wenn ihn ein Mensch erschafft,
Den Gott darein gestellt hat, wo er ist.
Es ist noch Nacht, da mich sonst, Geschafft.
Ich war nicht lang bis nun. Die Adern voll,
Mein Leben jetzt. Ich Kraft mir, Ich mir Kraft.

5 A 9455

Inhalt

Das letzte Gesicht. Zeichnung von Curt Stefke . . Seite 3

Der unvollendete letzte Roman . . . . . Seite 5

Sechs Gesänge aus Luther . . . . . Seite 95

Das letzte Gedicht . . . . . Seite 123

Paul Ernst

Aus dem Nachlaß

wurde als 25. der ordentlichen Veröffentlichungen und erste Jahresgabe 1935 von der Gesellschaft der Bücherfreunde zu Chemnitz herausgegeben. Die Buchdruckerei Wilhelm Adam, Chemnitz, druckte das Werk in der Original-Schwabacher. Den Zwischeneinband fertigte Albin Heumer, Chemnitz.

Von den 380 in der Presse gezählten Stücken trägt dieses Buch
die Nummer

25-06

30—

1 V. 380 Expl.

Datum der Entleihung bitte hier einstempeln!

252-061

30—

Datum der Entleihung bitte hier einstempeln!

Hinweise

Signatur	Stok
5 A 9455	P

RS	Bub	AK
		18 07 89
	Titelaufn.	AKB
	R	127.

FK

1. Dr. Lit. mehr. Gatt. 18.7. Va.

Bio K | Bild K

SWK

Sonderstandort	Signum	Ausleihe-vermerk

SLUB DRESDEN
3 4511184

SLUB
Wir führen Wissen.